Res.
Oecon.
2176
b (1

Res Oecon. 2176 y-1

BIBLIOTHECA
TILIANA

162/4
Rest unten

Auserlesene Gespräche des Botens aus Thüringen über Gegenstände aus der Natur und Oekonomie

zur Vertilgung

des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge.

Ein Unterhaltungsbüchelchen für den Bürger und Landmann auch für Bürger- und Landschulen.

Erstes Bändchen.

Mit Holzschnitten.

Nürnberg,
in der kais. priv. Kunst- und Buchhandlung A. G. Weigels und Schneiders.
1796.

07/03/141

Gespräche
im
Wirthshause zu Klugheim gehalten
über Gegenstände
aus
der Natur und Oekonomie.

Erstes Bändchen.

Mit Holzschnitten.

Nürnberg,
in der kais. priv. Kunst- und Buchhandlung bey A. G. Weigel und Schneider.
1796.

Auserlesene Gespräche
des
Botens aus Thüringen
über Gegenstände
aus der
Natur und Oekonomie
zur Vertilgung
des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge.

Ein Unterhaltungsbüchelchen
für dem Bürger und Landmann
auch für
Bürger- und Landschulen.

Erstes Bändchen.

Mit Holzschnitten.

Nürnberg,
in der kais. priv. Kunst- und Buchhandlung bey A. G. Weigel und Schneider.
1796.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BIBLIOTHECA
TILIANA

Meinem Vater

dem

Huf- und Waffenschmied

Meister Andreas Bechstein

aus

kindlicher Liebe und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorrede.

Dieß Büchelchen enthält Gespräche über Gegenstände aus der Naturlehre und Naturgeschichte. Sie sind theils zur Bekämpfung des mancherley Natur-Aberglaubens, theils zur Belehrung in Oekonomischen und andern Naturkenntnissen, und theils zur Beförderung der Aufmerksamkeit auf Gottes schöne Werke abgefaßt. Fast alle befinden sich schon in den frühern Jahrgängen des Botens aus Thüringen, und nur für diejenigen deutschen Leser, die zu weit entfernt wohnen, als daß ihnen jenes Wochenblatt in die Hände kommen könnte, habe ich diese neue verbesserte Ausgabe besorgt. Sie ist auch zu wiederholtenmalen von mir, besonders von den Herrn Pfarrern und Schulmeistern verlangt worden. Da ihr Inhalt von der Art ist, daß sie die Schulkinder nicht nur lesen dürfen, sondern auch fassen können: so würden

den sie vielleicht keine unzweckmäßige Lectüre für Dorfschulen seyn *). Es sind mir auch schon Beyspiele bekannt worden, daß Kinder von zehn Jahren auf diese Art den Glauben an Heckmännchen, wilden Jäger u. dgl. woran die Eltern noch hiengen, aus den Familien verbannt haben; und wenn dieß auch nicht allzeit der Fall wäre, so werden doch dadurch in die Köpfe der Kinder richtigere Begriffe von natürlichen Dingen gebracht, die zu ihrer Zeit den urgroßväterlichen Un- und Aberglauben aus den Häusern des Landmanns verdrängen und die verschriene Kenntniß Gottes aus der Natur befördern müssen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich durch diese Gespräche etwas zu einem so wichtigen Zweck beygetragen hätte.

*) Ich habe deshalb auch die Monate beygesetzt, damit man die Sachen recht anschaulich machen könne.

Waltershausen,
den 1sten Junius 1795.

J. M. Bechstein.

Erstes

Inhalt.

Gespräche.

Seite

1. Vom Schnee, Reif, Duft und Eis. 5
2. Ueber die Finnen im Schweinefleisch. 9
3. Von der Franzosenkrankheit des Rindviehes. 15
4. Vom Hausmarder. 20
5. Von der Schaaffäule. 27
6. Wie man auf eine gute Art die Kälber erzieht. 32
7. Vom Einflusse des Monds auf die Feldfrüchte und Gartengewächse. 38
8. Vom Schwefelregen. 44
9. Allerley Merkwürdiges aus der Naturgeschichte der Honigbienen. 50
10. Vom Heckmännchen oder dem Goldkäfer. 60
11. Vom Gewitter, Blitz, Hagel, von den abergläubischen Donnerkeilen und von der Elektricität. 68
12. Fortsetzung des vorhergehenden. 76
13. Fortsetzung des vorhergehenden. 82

14. Von

Seite
14. Vom Bilsenmäher. 88
15. Vom Hamster und Feldmäusen. 94
16. Fortsetzung des vorhergehenden. 100
17. Vom weißen und schwarzen Kornwurm. 107
18. Fortsetzung des vorhergehenden Gesprächs; auch etwas von Mehlwürmern. 113
19. Vom wüthenden Heer und wilden Jäger, oder vom Krannich. 120
20. Fortsetzung des vorhergehenden. 126
21. Vom Luchs. 134
22. Von Flintensteinen. 140
23. Vom Büffelochsen. 150

Erstes

Erstes Gespräch.

Vom Schnee, Reif, Duft und Eis.

(Im Jänner.)

Wirth. Bote aus Thüringen.

W. Er lobt mir immer den Winter so, Herr Gevatter; ich denke aber doch, wenn er hinaus kommt, und der Wind geht ihm brav unter die Nase, und er muß bis an die Kniee im Schnee waden, daß er sich manchmal hinter den warmen Ofen wünschen wird!

B. Das hat gute Wege. Wenn mir der Wind um die Ohren pfeift, da freue ich mich über die Stärkung, die er mir giebt, und bey dem Scheee habe ich meine Gedanken drüber, wie es so artig mit seinem Entstehen ist.

W. Weis er denn, woher der Schnee kommt?

B. Das wollte ich meynen, der Schnee entsteht aus wäßrichten Dünsten, die in der Luft gefrieren, und in Gestalt weißer Flocken auf die Erde herab fallen.

W. Ich habe gehört diese Dünste wären weiter nichts, als was wir Nebel nennen?

B. Weiter ganz und gar nichts; nur daß diese Dünste, die aus Flüssen und Teichen aufsteigen, und

auch aus der Erde, aus Thieren und Pflanzen ausschwiz- zen, nicht allezeit so sichtbar sind, wie der Nebel.

W. Das begreif ich; denn meine Haare sind mir oft, wenn ich auf dem Felde gieng, feucht gewesen, ohne daß ich die Dünste, die dieß verursachten, mit meinen Augen bemerken konnte.

V. Diese Dünste werden nun oben in der Luft, entweder von selbst, oder durch die Käite immer näher und näher zusammengebracht, und durch den Frost in Schneeflocken verwandelt.

W. Das ist doch artig. Nun kann ich mir auch von selbst erklären, wie der Reif entstehen muß.

V. Das kann auch weiter keine Schwierigkeit haben.

W. Mir deucht, er entstehe nicht anders, als wenn sich die Düuste an Gras, Bäume, Häuser und andere kalte Sachen ansetzen, oder als Thau aus den Gewäch- sen hervordringen, und alsdann gefrieren.

V. Richtig! und daß der Duft, der mir zuwei- len die Haare so weiß, wie eine neue Perücke pudert, auch weiter nichts, als solche gefrorne Dünste sind, ver- steht sich von selbst.

W. So muß es halt seyn; denn es duftet alle- mal nur, wenn wir einen anhaltenden Nebel haben, und die Bäume werden oft so stark damit behangen, daß die stärksten Aeste brechen.

V. Das leztere sehen die Leute gern, welche in Walddörfern wohnen, weil sie das Holz, das dadurch abbricht, und Bruchholz heißt, holen dürfen.

W. Das

W. Das hab ich oft gesehen, wenn ich durch den Thüringerwald gereiset bin.

B. Glaubt er denn aber, Herr Gevatter, daß ich Schnee machen kann?

W. Ey das wäre der Kuckuck! Er versteht doch nichts von der schwarzen Kunst?

B. Nein, ohne Spas! Wenn er mir nur eine länglichte Glasflasche verschaffen könnte, so sollte er es gleich sehen. Voriges Jahr war ich einmal in sehr kaltem Wetter bey unserm Herrn Amtmann, der eben seinen Kindern dieß Kunststück zeigte. Er nahm eine lange gläserne Röhre, that ein bischen Wasser drein, und schüttelte so lange, bis es ganz zu Schaum geschlagen war, welcher die ganze Röhre erfüllte. Diesen Schaum setzte er alsdann sogleich in den Frost, und siehe da, es entstand daraus der schönste Schnee, so weiß wie Stärkemehl.

W. Ey das ist doch artig.

B. Aber weiß er denn auch den Unterschied zwischen Schnee und Eis?

W. Warum das nicht? Der Schnee entsteht aus Dünsten, hingegen das Eis aus Wasser.

B. Wie kommt es denn aber, daß das dichte feste Eis auf dem Wasser schwimmt?

W. Doch wohl deßwegen, weils leichter ist, als das Wasser, das schwimmt, und nur das, was schwerer ist, sinkt unter.

B. Aber wie ist denn nun das Eis leichter worden, als das dichte Wasser, woraus es entstanden ist?

W. Das ist eine andere Frage, Herr Gevatter, und die weis ich ihm nicht zu beantworten.

V. Denk er nur ein bischen nach! Nicht wahr, das Wasser hier im Glase hat, wenn er es betrachtet, gar keine Zwischenräumchen, sondern alle Tropfen hängen genau zusammen. Nun nehm er aber ein Stückchen Eis, da wird er oft mit bloßen Augen solche Zwischenräumchen bemerken können, und wenn er es vollends unter einem Vergrößerungsglase sehen sollte, wie ich es oft gesehen habe, so würde er ordentliche Höhlen drinne entdecken.

W. Wie kommen denn aber diese Zwischenräumchen ins Eis?

V. Ja, das kann ich ihm nicht so recht erklären. Sieht er, wenn das Wasser friert, so steigen Luftbläschen und warme Dünste aus dem Wasser in die Höhe, welche diese Blasen und Höhlen in dem Eise verursachen. Ich wills ihm durch ein Exempelchen erklären. Sieht er, so ohngefähr wie die Luft, die in der Milch eingeschlossen ist, wenn er sie siedet, in die Höhe steigt, und solche Blasen macht, daß oft von einem Nösel Milch, ein Topf, in welchem eine Kanne geht, ganz voll wird, und sogar überläuft: so entstehen auch Blasen im Wasser, wenn es friert, treiben das Eis mehr aus einander, dadurch wird es leichter, and kann wie Holz, das auch solche kleine Höhlen hat, schwimmen.

Zweytes Gespräch.

Ueber die Finnen im Schweinefleisch.

(Im Jänner.)

Bote. Wirth.

Diener, Diener! Herr Gevatter! Ey da komm ich ja eben recht! Heute giebts also Schlachtschüssel?

W. Ja.

B. Hat er denn fett geschlachtet? Giebts braven Speck und Schmeer?

W. Speck und Schmeer genug; Aber —

B. Aber — Nun, warum ist er denn so verdrieß⸗lich? Wenn in meinem Hause geschlachtet wird, da ist alles lustig und aufgeräumt. Meine Kinder springen dann herum, wie die Rehkälber, das eine läßt sich eine Leberwurst das andere eine Blutwurst vom Fleischer ma⸗chen; und auch meine gute Frau, die sonst eben nicht in Gefahr ist, sich ein Bein zu verspringen, fliegt Treppen auf und ab, und ist so vergnügt, wie ein Ohrwürmchen. Bey ihm aber seh' ich, ists umgekehrt. Nun, Herr Ge⸗vatter, was giebts? heraus mit der Sprache!

W. Ich muß es ihm nur sagen, das Schwein ist voller Finnen. Da der Fleischer jetzt eben die Schin⸗ken abschnitt, so quollen sie heraus wie die Erbsen. Es war ein Schwein, so groß, wie ein Esel, und ich werde wohl die Hälfte davon wegwerfen müssen. Der Flei⸗scher wollte gar fortgehen, und wollte mir keine Würste

machen, da er die Dinger kullern sahe. Soll einen das nicht betrüben und verdrießlich machen?

B. Ha! ha! ha! ich dachte, es wär' ihm ein Pferd gefallen.

W. Ja, er kann auch noch über anderer Leute Unglück lachen! ich wollte sehen, wenn ihm so was begegnet wäre!

B. Ha! ha! ha!

W. Er hat wohl gut lachen; mir vergeht es aber. Das Schwein kommt mich, wenn ich das nehme, was ich dürr dafür gegeben habe, und was es für Gerste gefressen hat, beynahe auf 16 Rthlr., und das sind doch keine kleine Steinchen!

B. Weiß er denn, was die Finnen eigentlich sind?

W. Es sind Geschwüre, die aus stockenden Säften und Unreinigkeiten entstehen — eine garstige Krankheit!

B. Bewahre der Himmel! Hat er denn an seinem Schwein bemerkt, daß es krank war? Fraß es denn etwa nicht? Oder hatte es sonst einen Fehler?

W. Ganz und gar nicht! Es fehlte ihm nichts, und das Fleisch sieht auch so gesund, frisch, und roth, und gar nicht so aus, wie beym kranken Vieh.

B. Warum hält er denn die Finnen also für eine Krankheit?

W. Ja, man spricht doch, es wäre eine Krankheit.

B. Wenn

B. Wenn er weiter keine Gründe hat! Man spricht vieles, das nicht wahr ist.

W. Nun so laß er doch hören, wofür hält er denn die Finnen?

B. Für Würmer *).

W. Das wär doch was nagelneues!

B. Das ist es auch.

W. Nun da müßte ich doch den schwarzen Staar gehabt haben, wenn ich das noch nicht selbst bemerkt hätte, da ich in meinem Leben schon so viele finnige Schweine gesehen habe.

B. Den Staar braucht es dazu nicht. Denn er muß sich nicht vorstellen, daß es Würmer sind, so groß wie die Regenwürmer; sondern es sind Würmchen so klein, daß man sie nicht mit bloßen Augen erkennen kann. Sie wohnen in klaren, hellblauen Bläschen, die voller Wasser sind, und diese Bläschen liegen in ordentlichen Kammern und Zellen. Wenn das Fleisch noch warm ist, so kann man diese Bläschen mit sammt der Finne unverletzt herausdrücken; so bald aber das Fleisch kalt wird, so schrumpfen die Finnen zusammen, und werden weiße, harte, undurchsichtige Klümpchen, und diese Klümpchen nennen wir denn eigentlich Finnen.

W. Das Ding will mir noch nicht in den Kopf.

B. Mir wollte es anfangs auch nicht hinein, bis ich durch den Augenschein davon überführt wurde. Vor zwey

*) Der Finnenwurm heißt er in der Naturgeschichte; lateinisch Taenia Finna. Lin.

zwey Jahren schlachtete unser Herr Pfarrer auch eine fette Sau, die Finnen hatte. Ich war eben zugegen, da der Fleischer einige Finnen an der Zunge fand. Geschwind lief der Herr Pfarrer fort, und holte eine Theetasse voll Wasser, schnitt einige Finnen aus, und ließ sie in das Wasser fallen; alsdann brachte er eine davon unter sein Vergrößerungsglaß. Nun wurde das ganze Haus zusammengerufen, er zeigte allen in dem Wasserbläschen, das er unter dem Vergrößerungsglase aufdruckte, wirklich einen Wurm, der durch das Vergrößerungsglaß so groß als mein Mittelfinger aussahe, der einen Kopf, einen Haakenkranz an demselben, womit er sich einhäckeln konnte, und 4 Saugblasen, wodurch er seine Nahrung zu sich nimmt, hatte; und sein Körper schien aus lauter Ringen und Gliedern zu bestehen, wie ein Regenwurm. Wir standen alle da, eins sahe das andere mit Verwunderung an; und besonders der Fleischer, der in seinem Leben durch kein Vergrößerungsglaß gesehen hatte, stand da, und riß die Augen auf wie ein Kannlied.

W. Fast glaub ichs mit dem Würmchen; denn ich habe einmal unsern Herrn Doktor den Kopf einer Ziege, die drehend war, öffnen sehen, und da fand er in einer Wasserblase eine Menge eben solcher Würmer.

B. Er hat ja wohl auch schon von kleinen Würmchen die man auch Eßigählchen nennt, und die sich in verdorbenem Eßig oder faulem Wasser befinden, gehört. Diese kann man doch nicht mit blosen Augen erkennen, und schwimmen doch zu tausenden in demselben herum.

W. O ja wohl sehr oft. Wie ist denn aber wohl

der

zer Mann auf den Einfall gekommen, die Finnen für Würmer zu halten?

B. Er hat, wie er mir erzählte, die Entdeckung nicht selbst gemacht, sondern ein gewisser Herr Pastor Götze in Quedlinburg, der ein gar berühmter Naturforscher gewesen seyn soll, hat sie zuerst gemacht.

W. Wie mögen denn aber die Würmchen in den Körper der Schweine kommen?

B. So wie die Wallfische ins Meer kommen. Sie wohnen da.

W. Aber warum bekommen denn nicht alle Schweine Finnen, wenn er spricht, sie wohnten da?

B. Eben darum, warum nicht alle Kinder Läuse bekommen. Der Saame oder die Eyerchen können entweder in allen Schweinen nicht ausgebrütet werden, oder die Würmchen finden keine gehörige Nahrung und sterben; grade so wie bey den Läusen.

W. Also sind auch wohl die Ursachen da, wie die Finnen in einem Schweine entstehen können?

B. Darin stimmen alle Fleischer und Schweinemäster überein, daß das Schwein nach einer Erhizzung, von starkem Treiben, von heißem Futter, von vielem Toben und herumlaufen in heißen Sommertagen, Finnen bekäme.

W. Man würde ja also verhüten können, daß ein Schwein gar keine Finnen bekäme, wenn man es vor Erhitzung sicherte?

B. Allerdings. Und wenn es auch Finnen hat, welches man gewöhnlich an den dicken, aufgeschwollenen

Backen

Backen sehen will, das sich aber doch nur am sichersten an der finnigen Zunge erkennen läßt, so löscht man einen Brand von Eichenholz im Futter ab, das soll die Finnen vertreiben, oder wie wir nun sagen müssen, die Würmer tödten — Ueberhaupt aber ist ein finniges Schwein wie er sieht, kein großes Unglück, da er weiß, daß die Finnen keine Krankheit sind. Und hat er denn auch je einmal gehört, daß ein Mensch von finnigem Fleisch ist krank geworden, wenn er sich nicht dafür geeckelt hat? Loben nicht vielmehr manche Leute das finnige Fleisch, daß es einen besonders angenehmen und süßen Geschmack habe? Schädlich und der Gesundheit nachtheilig ist also der Genuß des finnigen Schweinefleisches auf alle Fälle nicht.

W. Aber eckelhaft?

B. Für den Eckel ist nun freylich kein Gesetz. Allein er ißt ja das Schwein, dessen Fleisch oft aus ecklern Nahrungsmitteln entstanden ist, als das Körperchen des kleinen Finnenwurms, das sich blos von den edlern Theilen des Schweinefleisches nährt.

W. Nun die Finnen vom Schweinefleisch mögen denn wirklich unschädlich seyn, und ich danke ihm herzlich, Herr Gevatter, für die heutige Belehrung, welche mir das Herz vielleichter gemacht hat — aber wie sieht es denn mit den Franzosen aus, die das Rindvieh hat?

B. Davon wollen wir sprechen, wenn ich wieder komme.

Drittes Gespräch.

Von der Franzosenkrankheit des Rindviehes.

(Im Februar.)

Bote und Wirth.

W. Aber apropos, Herr Gevatter, daß wir nicht eins in das andere verwechseln! Erfüll er doch nun auch sein Versprechen, das er vor 8 Tagen gethan hat.

B. Was für ein Versprechen?

W. Erinnert er sich nicht mehr, daß er uns heute etwas von der Franzosenkrankheit beym Rindvieh erzählen wollte?

B. So gehts, wenn man den Kopf immer zu voll hat, da vergißt man eins mit dem andern. Nun, kennt er denn die sogenannten Franzosen, die man beym Rindvieh antrifft?

W. Ach ja wohl, ja wohl, zu meinem größten Schaden! Es wird Peterstag 2 Jahre, so schlachtete ich einen Ochsen; es war ein fränkischer, und mußte, wenn er nichts wog, neuntehalb Centner wiegen, der hatte diese Krankheit. Das ganze Haus freute sich über den schönen fetten Ochsen, und viele Nachbarn kamen zusammengelaufen, um den Ochsen schlachten zu sehen. Mein Schwager Hans wollte die Hälfte Fleisch nehmen, und Gevatter Gürge, der Heimbürger, ein Viertel, und ich hatte nichts weniger Willens, als daß ich mit dem Gelde, das ich von Fleisch, Unschlitt und Haut lösen würde,

de, ein Capitälchen von 40 Mfl., das ich noch auf meinen Gasthof an meinen Bruder schuldig war, abtragen wollte. Der Metzger schlug das Thier, zog die Haut ab, hieb die Brust auf, und nun, da er die Eingeweide herausnehmen wollte, sahen wir die Bescherung! Der Fleischer redete kein Wort, lies Beil und Messer liegen, zog seine Jacke an, und gieng, mir nichts, dir nichts! zum Haus hinaus. Meine selige Frau, tröste sie der liebe Gott, wollte sich die Haare aus dem Kopfe raufen, und Dortchen und Christian, fiengen ein Zetergeschrey an. Aber was halfs? das Unglück war doch nicht zu ändern! Den Ochsen bekam der Feldmeister und Messer und Beil dazu.

B. Und dem war er willkommen; der wird sich ihn haben wohl schmecken lassen!

W. Das hat wohl gute Wege: unser Feldmeister ist auch ekel.

B. Und ich wollte es ihm sehr verdenken, wenn er nicht die eine Hälfte eingepöckelt, und die andere geräuchert hätte.

W. Und warum denn das?

B. Weil das Fleisch unschädlich ist; weiß er denn, was die Franzosen beym Rindvieh sind?

W. Das dächt ich. Es sind Geschwüre, die in Menge auf der inwendigen Seite der Brusthaut, an der äussern Bedeckung der Lunge, und an den Ribben sitzen.

B. Woher weiß er denn, daß es Geschwüre sind?

W. Daher, weil ichs gesehen habe. Es saßen ja

große

große Klunkern von Blasen, wie die Weintrauben, an den Ribben, die voller Wasser waren.

B. Richtig, die voller Wasser waren, aber nicht voller Eiter. Nur bey sehr fettem Rindvieh findet man zuweilen die Blasen, wie mit Oel, oder geschmolzenem Fett angefüllt. Was hat er denn also für ein Recht, diese Blasen für eine Krankheit, und für die Franzosen auszugeben? War denn sein Ochse vorher krank gewesen, ehe er ihn schlachtete?

W. Nein, kein Aederchen hatte ihm Weh gethan. Die Blasen rochen auch nicht so übel, wie sonst Geschwüre riechen, und das Fleisch, der Talg, und sogar die Stellen, wo die Blasen saßen, sahen so gesund und frisch aus, wie bey dem reinsten Ochsen.

B. Sieht er Herr Gevatter, da widerlegt er sich ja selbst. Er sagte vorhin, sein Ochse hätte die Franzosen gehabt, und jetzt eben sagt er mir wieder, daß er gesund gewesen sey. Er muß also die Franzosen für keine Krankheit halten, oder muß zugeben, daß sein Ochse diese Krankheit nicht gehabt hat?

W. Ach ja wohl, sollen die Franzosen eine gar abscheuliche Krankheit seyn: man spricht nur nicht gern von dergleichen Dingen.

B. Leider hat er Recht! In großen Städten hört man ja manchmal Dinge von der Krankheit, daß einem die Haare zu Berge stehen.

W. Gottlob, daß das Uebel noch auf den Dörfern unbekannt ist. Was haben wir arme Landleute nicht für große Vorzüge, die aber nur gar selten erkannt

werden, vor den reichen Einwohnern in Städten! Nehm er nur einmal einen solchen elenden Menschen, der diese garstige Krankheit hat, ist er nicht schlimmer dran als ein Vieh? Das schwere Gewissen, das er sich dadurch macht, will ich nicht einmal in Anschlag bringen.

B. Jetzt ist er auf den rechten Punkt gekommen, Herr Gevatter! Es giebt kein einziges Thier auf der ganzen Erde, das so ausschweifte, und durch seine Ausschweifungen sich eine so schreckliche Krankheit zuzöge, als der Mensch.

W. Darinne hat er nun Recht!

W. Und was folgt denn daraus? Das, daß sein Ochse die Franzosen nicht gehabt hat.

W. Er möchte wohl Recht haben.

B. Und, hör er einmal: war denn sein Ochse nicht verschnitten?

W. Freylich war er verschnitten.

B. Woher soll er denn die Franzosen bekommen haben?

W. Ich kann gar nicht begreifen, wie man nicht von selbst auf solche Dinge verfallen kann. Ey wenn ich doch meinen Ochsen jetzt noch hätte, da sollte ihn der Feldmeister gewiß nicht bekommen.

B. Und das von Rechtswegen. Denn er selbst hat mir ja gesagt, daß das Fleisch vortrefflich ausgesehen habe, und daß der Ochse so gesund, und frisch gewesen sey, wie eine Forelle.

W. Aber man erzählt doch Exempel, daß Leute

von

von solchem Fleisch krank geworden, ja gar darnach gestorben sind!

V. Ja so wie ich nach dem Schweinebraten, den ich jetzt verzehre, auch einmal sterben werde.

W. Ha! Ha! Ha!

V. Freylich kann jemand sich so sehr ekeln, daß er krank wird, und gar stirbt. Aber über den Ekel habe ich ihm schon meine Meynung vor 8 Tagen gesagt. Und wer ist ihm denn Bürge dafür, daß er nicht schon manchen Centner solches Fleisch gekocht und gegessen hat, und ich sehe wohl, er ist doch nicht gestorben. Denn der Fleischer wirds ihm nicht auf die Nase binden, wenn er französisches Vieh schlachtet, und wird auch das Fleisch nicht auf den Anger fahren lassen. Ich wenigstens kann mich nicht erinnern, daß ich seit etlichen Jahren gehört hätte, daß ein Fleischer eine Kuh, die mit der Franzosenkrankheit behaftet gewesen wäre, dem Feldmeister hätte geben müssen.

W. Aber sag' er mir doch auch, was sind denn die Blasen beym Rindvieh eigentlich, die man Franzosen nennt?

V. Es sind eine Art solcher Wasserblasen, wie man sie in Schaafen und Schweinen auch zuweilen einzeln antrift, oder es sind auch solche Blasen, wie die Finnen beym Schweine. Laß er nur einmal einen rechten Naturforscher drüber kommen, ich will den Kopf zum Pfande setzen, es stecken Würmchen drinnen, und der findet sie.

Viertes Gespräch.

Vom Hausmarder.

(Im Februar)

Bote. Dortchen und der Wirth.

(Der Wirth und der Bote sitzen bey Tische.)

Dortch. Schreyt vor der Thür; Vater! lieber Vater!

W. Nun was muß es einmal draussen geben, Dortchen ruft ja so ängstlich! Was giebts denn, Dortchen?

D. Ach kommt nur einmal heraus, lieber Vater! alle Hühner liegen im Hühnerhause und sind mausetod.

W. Das wäre doch der Guckuck!

B. (der hinterher geht, für sich, indem er auf die Erde sieht) Ha! ha! bist du da gewesen, und hast solche Wirthschaft gemacht! du sollst auch wohl zum letztenmal eine so gute Mahlzeit gehalten haben!

D. Seht nur einmal, Vater! die Niederlage unter den Hühnern. So eben kam ich heraus und wollte sie loslassen. Ich machte das Thürchen auf und rufte: Trut, trut, trut! und es kam nichts; ich rufte: Gip, gip, gip! und es ließ sich wieder nichts sehen. Ich gieng also hin, holte einen Schemel und guckte zum Thürchen hinein; da sahe ich den Specktakel. Ich vergaß

gaß vor Schrecken, daß ich auf dem Schemel stand, und hätte auch noch einen sehr unglücklichen Fall thun können!

W. Ey das ist doch erschrecklich, in einer Nacht alle Hüner zu verlieren! Nun, Herr Gevatter, sag er doch einmal, da er doch immer alles erklären kann, wer hat denn die Niederlage im Hühnerhaus angerichtet?

B. Das will ich wohl; laß er mich nur erst einmal hinein sehen.

W. Hier will ich ihm Platz machen; da seh er!

B. Hat sie denn schon bemerkt, Dortchen, daß allen Hühnern die Köpfe fehlen?

D. Ich dachte gar!

W. Ja wirklich, allen fehlen die Köpfe!

D. Wahrhaftig! nun kann ichs auch erklären. Das hat niemand anders gethan, als Nachbar Joachims ältester Sohn, Michel, das ist so ein Schadenfroh! Ich habs mit meinen eignen Augen gesehen, daß er uns vorige Woche die schönste Schwalbentaube mit seinem Blasrohre vom Dachforste herabschoß. Ja, ja, wenn dem das Handwerk nicht bald gelegt wird, so richtet er uns noch manches Unglück an.

B. Halt! halt! liebes Dortchen, das war viel, viel zu leichtfertig geurtheilt. Die Tauben mag der Bube wohl todt geschossen haben, aber den Hühnern hat er die Köpfe nicht abgeschnitten.

D. Wer sollte es sonst gethan haben?

B. Kein Mensch hat es gethan.

W. Kein Mensch? also ein Thier, nicht wahr?

 B. Ganz

B. Ganz recht, ein Thier.

D. Aber was denn für eins? Ein Fuchs kann doch wahrhaftig nicht ins Hühnerhaus steigen.

B. Aber ein Hausmarder! *)

W. Das läßt sich hören.

D. Aber wo sollte er denn hinein gekommen seyn, ich habe ja das Hühnerhaus gestern Abend fest verschlossen?

B. Da seh sie her; hier neben dem Brete, wo das kleine Loch ist, da ist er hinein und herausgekommen.

D. Das ist ja fast unglaublich! Wie groß wäre denn das Thier, wenn es durch so einen engen Ritz kriechen könnte?

B. Fast so groß, wie eine Katze.

D. Bewahre! und kann durch das kleine Loch kriechen?

W. O ja! Ich habe es auch gehört, daß der Marder durch sehr enge Löcher schlüpfen, auf den schmälsten Balken und Stangen hingehen, und sogar an rauhen Wänden gerade in die Höhe laufen könne.

D. Allein woher weiß er denn, daß es ein Marder ist?

B. Erstlich daher, weil er den Hühnern allen die Köpfe abgebissen hat, denn das thun diese Raubthiere vor allen andern, und zweytens sehe ich es auch an der Fährte hier im Schnee.

D. An der Fährte! was ist denn das?

B. Das ist die Spur, welche die wilden Thiere in

*) Mustela Foina. Lin.

in Schnee, Sand und weichem Boden durch ihre Tritte zurücklassen.

W. Wo ist denn aber hier die Fährte?

B. Sieht er hier nicht die Fußstapfen, die zwey und zwey nebeneinander an der Scheune weglaufen.

D. Ja die hat unsere Katze gemacht!

B. Nein, Dortchen, die Katze stellt nicht zwey und zwey Füße nebeneinander, sondern setzt sie allemal einzeln in einen Zikzack, welches die Jäger schränken nennen. Das macht, der Marder hat gewöhnlich einen hüpfenden, die Katze aber einen schleichenden Gang. Gebe sie einmal recht auf ihre Katze Achtung, so wird sie sehen, daß ich wahr geredt habe.

D. So sind ja aber die Marder gar schädliche Thiere.

B. Ja freylich sind es schädliche Thiere, besonders deßwegen, weil sie, wenn sie in ein Tauben- oder Hühnerhaus kommen, nur die Köpfe fressen und Blut aussaugen. Außerdem aber saufen sie auch vielen Vögeln die Eyer aus, und leeren ganze Kirsch und Pflaumenbäume ab.

D. Ey das ist doch arg! Ich dachte die Raubthiere fräßen kein Obst, sondern lebten blos von Fleisch.

B. Ach nein! die Marder nähren sich nicht allein von Thieren, sondern auch von Pflanzen und zwar von Baumfrüchten. Allein sie nutzen auch fast eben so viel als sie schaden.

W. Das trifft man doch halt immer in der Natur an, daß auch die Thiere, die wir für die schädlichsten halten, wenn wir die Sache genau betrachten, immer auch ihren Nutzen haben. So ist es auch mit den Sperlingen.

B. Und mit den Eulen und Raben.

D. Aber wie nutzet denn der Hausmarder?

B. Sie ist ein Mädchen und weiß das nicht! Woher kommen denn die bräunlichen Gebräme an den Müffen?

W. Richtig, die kommen von dem Balge dieses Thiers. O es ist ein scharmantes Thier! Es hat einen Rücken, der ins bräunliche fällt, eine schneeweiße Kehle, o und ein schlau Gesicht, und ein Paar Augen, die wie Feuer blitzen!

B. Hat er denn schon einen Hausmarder gesehen?

W. O ja, mehr als einen bey unserm Herrn Förster. Er ist fast gestaltet, wie eine Katze, nur daß er einen spitzigern Kopf, kürzere Ohren, einen zottigen schwärzlichen Schwanz, und starke schwärzliche Beine hat.

B. Recht! allein ich muß ihm sagen, daß das Thier auch mehr Nutzen stiftet, als durch seinen Balg. Und das ist eigentlich der Nutzen, den es als Raubthier leisten soll. Der Steinmarder nährt sich nämlich mehrentheils

rentheils von großen und kleinen Hausmäusen, Erdwölfen, Feldmäusen und Maulwürfen, die zuweilen den Menschen, wenn sie sich zu sehr vermehren, gar großen Schaden verursachen.

W. Richtig.

V. Ja einige Leute brauchen auch sogar seinen Koth, da er einen bisamartigen Geruch besitzt, unter das Räucherpulver.

D. Ha! ha! ha! das sollte einen schönen Geruch geben. Da will er uns doch nur eine Nase drehen.

V. Nein, nein, in allem Ernst. Der Marder hat über dem After zwey Drüschen, in welchen sich eine schmierige Feuchtigkeit befindet, die stark nach Bisam riecht, und davon bekommen die Exkrementen den guten Geruch.

W. Das hab ich auch noch nie gehört. Aber nun Herr Gevatter, das vorzüglichste: Geb er uns doch einen guten Rath, wie wir den Gast abhalten, daß er uns nicht auch die Tauben verzehret. Denn diese Kost möchte ihm doch wohl besser schmecken, als Ratten und Mäuse!

V. Geh er nur zum Herrn Förster, und lasse sich eine eiserne Tellerfalle geben. Ich will sie ihm dahin stellen, wo er von der Scheune herabgesprungen ist, und ich wette, der Dieb soll diese Nacht noch hängen.

W. Das hat gute Wege, wenn er nicht listiger wäre?

V. Ich will ihm schon für die List thun. Dortchen soll mir gewelktes Obst in Honig kochen, das will ich ihm auf die Falle legen. Wenn er dann nur wieder kommt: so soll er sich gewiß fangen; denn wenn er eine

solche Lockspeise riecht, so reißt ihn eine unwiderstehliche Begierde hin davon zu fressen.

W. Das wäre doch sonderbar?

D. Aber wo muß er sich denn nur am Tage aufhalten?

B. Doch oben in der Scheune unter dem Dache, oder im alten Schlosse in den Mauern. Denn er hält sich nur in Scheunen und Ställen, unter den Dächern, auf den Böden, oder in Felsenritzen und Steinklüften auf.

W. Deswegen heißt er ja auch wohl Steinmarder, weil er sich in Steinklüften aufhält?

B. Ganz richtig. Vorigen Winter hatte ich auch einen solchen Gast in meinem Hause, der sich sein Nest auf den Heuboden gemacht hatte. Mein Mädchen, die Heu für die Kuh holte, und vor welcher er aufgesprungen war, machte die Entdeckung. Dieser Marder hatte sich ein tiefes Loch ins Heu gegraben, und hatte darinn alle Knochen zusammengeschleppt, die die Leute im Dorfe vors Fenster geworfen hatten. Das Mädchen füllte einen ganzen Korb voll Rindsknochen, Schafknochen und Schweinsknochen, die in dem Loche steckten, ohne die Gerippe von Hühnern, Tauben und Ratten.

W. An den Knochen wird er nun aber auch nicht viel nach Hause getragen haben; denn die Leute auf den Dörfern essen doch gewöhnlich das Fleisch erst ab, ehe sie die Knochen vors Fenster werfen.

B. Das wohl! Aber so rein mögen sie sie doch nicht abknopern können, wie der Marder mit seinen spitzigen Zähnen.

nen. Viel Knochen hat er auch nicht mehr zusammengetragen; denn den zweyten Tag drauf hieng er schon in der Falle,

D. Der arme Marder!

B. In solchen Fällen habe ich kein Mitleiden; wenn mir ein Thier schädlich ist, oder wenn ich von seinem Tode Vortheil habe: so tödte ich es ohne Umstände. Dafür ist ja der Mensch Herr über die Thiere.

Fünftes Gespräch.

Von der Schaaffäule.

(Im Februar.)

Christian des Wirths Sohn. Bote. Wirth.

(Bey Tische.)

B. Bey ihm giebts doch noch gute Schöpsenbraten, Herr Wirth!

W. Das ist auch fast der einzige von meinen geschlachteten Hammeln, der eine gesunde Lunge und Leber hatte, die übrigen haben meist alle die Fäule.

Ch. Er sollte nur einmal mit mir in den Stall gehen, wenn ich füttere, und wenn er auch noch so gut aufgeräumt wäre, so müßte er traurig werden. Da steht ein Schaaf an der Wand, und frißt den Leimen ab, ein anderes hat sich ganz von den übrigen abgesondert, und

hängt

hängt den Kopf, ein drittes will nicht fressen, ein viertes hustet und kann nichts aus dem Halse bringen, ein fünftes keuchet, ein sechstes holt tiefen und schweren Athem, und einem siebenten fließt Eiter aus der Nase. Die armen Thiere dauern einen gar zu sehr, besonders wenn man sie so lieb hat, wie ich.

B. O das ist doch gar betrübt!

W. Ja wohl ist es betrübt. Die alten Schäfer haben gar recht, wenn sie sagen: Michel*) ist ein Schmücker, und Peter**) ist ein Drücker. Ja wohl, ja wohl, ja wohl! ist Peter ein Drücker! mich drückt er jetzt nur gar zu sehr. Ich verkaufte vorigen Herbst alle meine Schaafe um ein Spottgeld, weil ich nicht wegen der Fäule traute, schlug auch noch meinen fettesten Ochsen los, nahm das Geld, das ich für die Schaafe und den Ochsen bekam, gieng mit meinem Christian aufs Eichsfeld und holte mir 40 Stück andere, dem äußern Ansehen nach, schöne, große, gesunde und muntere Schaafe. Aber leider war Michel nur ein Schmücker. Seit etlichen Wochen hat sichs gezeigt, daß auch fast nicht ein einziges ganz gesund ist: nnd jetzt erfahre ich in der That, daß Peter ein Drükker ist. Ich büße fast die Hälfte ein von dem, was mir die Schaafe gekostet haben.

B. Aber woher entsteht denn eigentlich diese Krankheit, über die man dieses Jahr fast allenthalben klagt?

W. Ge=

*) Michelstag.
**) Peterstag.

W. Gewöhnlich von nasser Weide in regenhaften, feuchten Sommern, und vom Futter, das an sumpfigten Orten wächst, und wenn sich dann der Mehlthau in Menge auf die Kräuter legt *).

B. Allein dieses Jahr ist doch der Sommer mehr als zu trocken gewesen?

Chr. Die nasse Weide hat die Fäule auch heuer nicht verursacht, sondern das feuchte, modrige Futter und Stroh, das sie vorigen Winter bekamen, da wegen der regenhaften und kalten Ernte das Getraide feucht eingescheuert wurde, und also alles Stroh verdarb. Der Ursprung der Krankheit fällt also eigentlich in den vorigen Winter, die Krankheit selbst bricht aber, wie gewöhnlich, jetzt um Peterstag erst recht aus.

B. Giebt es denn aber keine Kennzeichen, woran man diese verborgene Krankheit einigermaßen erkennen, und ihr vorbeugen könnte?

W. O ja, mein Christian hat sie ja schon vorhin angegeben; und man hat auch noch andere, zum Beyspiel: matte Augen, blasses Zahnfleisch, unreinliche Haut, leichtes Losgehen der Haare; aber leider werden diese Merkmahle nur allzuspät sichtbar, wenn schon die Krankheit

*) Im Jahr 1789 da vor dem Thüringerwalde auf vielen Kräutern, besonders auf den Kleearten fast den ganzen Sommer hindurch ein schädlicher Mehlthau lag, daß dieselben immer wie bepudert aussahen; so entstand in Thüringen eine allgemeine Lungen- und Leberfäule der Schaafe auch auf der trockendsten Weide. Noch das folgende Jahr starben Schaafe daran Sogar das Wild, Hirsche, Rehe und Hasen waren faul. Ich habe Hasen geöffnet, an welchen nicht nur die edlen Eingeweide, sondern Magen und Därme angegangen waren.

heit unheilbar geworden ist. Die gewöhnliche Probe ist, daß man den Schaafen in diesem und dem vorigen Monate Erlenlaub vorlegt, um daraus zu sehen, welche gesund und welche anbrüchig sind. Diejenigen, die gesund sind, fressen dasselbe begierig und gern, diejenigen aber, denen es wegen seiner Bitterkeit unangenehm ist, und die es also nur übelmaulen, oder gar nicht fressen wollen, haben gemeiniglich an der Lunge und Leber einen Schaden. Dann ists aber gewöhnlich schon zu spät, die Krankheit zu heilen. Man hat alsdann weiter nichts zu thun, als daß man diejenigen, die man nach dieser Probe für ungesund hält, tod stechen läßt.

B. Das ist doch traurig. Ich habe einmal ein Verwahrungsmittel gegen diese Kranheit gelesen, und wenn ich mich noch recht erinnere, so waren es die wilden Kastanien. Ja, ganz recht, die wilden Kastanien sind es. An diese Kost soll man die Schaafe von Jugend auf gewöhnen, und ihnen dieselben, wenn sie mit dem Stoßeisen in einem Troge klar gestoßen, und mit Kleye oder etwas Haferschrot vermischt sind, allemal einige Tage geben, wenn nasse Witterung oder böse Nebel diese Krankheit befürchten lassen. Dieses Mittel soll, wie in dem Buche versichert wurde, niemals fehl schlagen.

W. Das wäre mir ja recht lieb, da ich besonders etliche wilde Kastanienbäume habe, und die Früchte bis jetzt zu weiter nichts gebraucht wurden, als daß die Kinder damit spielten, sie in die Oefen warfen, damit sie

knallen

knallen mußten, wie wenn Flinten im Hause losgeschossen würden.

Chr. Wir haben ja sonst auch ein sehr gutes Mittel gegen die Fäule gebraucht?

W. O ja, es ist aber leider nur gar selten anzuwenden. Wenn man nämlich an den blassen Augen der Schafe wahrnimmt, daß sie anbrüchig sind, so sperrt man sie in eine Scheune oder Horde, setzt hölzerne Tröge hin, und füttert sie ein oder zween Tage mit Hafer: alsdann vermischt man den Hafer mit Salz, und vermehrt die Menge des Salzes nach und nach so lange, bis sie dieß Futter nicht mehr gern fressen wollen. Hierauf giebt man ihnen wiederum einen oder zween Tage hindurch reinen Hafer, und thut alsdann wieder stufenweise Salz dazu, bis sie den Appetit verlieren. Und diese abwechselnde Fütterung setzt man so lange fort, bis die Augen ihre natürliche Farbe wieder bekommen haben.

B. Ich habe gehört, daß man sonst, wenn die Anzeigen dieser Krankheit unter der Heerde vorhanden wären, allen Schaafen unter den Augen zur Ader lassen, 3 Tage hinter einander jedem Stücke eine kleine Hand voll Salz eingeben, und sie alsdann allemal einige Stunden vom Saufen zurück halten müsse.

W. Dieß Mittel kenne ich auch. Allein ich muß ihm gestehen, daß ich vom Aderlassen beym Menschen nicht viel halte, geschweige denn beym Vieh. Wer läßt denn dem Hirsch zur Ader, wenn er krank wird? Ueberhaupt habe ich noch nicht viele Exempel gehört, wo dieß Mittel geholfen hätte.

Sechstes Gespräch.

Wie man auf eine gute Art die Kälber erzieht.

(Im März.)

Der Pachter, Wirth und Bote sitzen am Tische.

Dortchen kömmt gesprungen, reißt die Thür auf und ruft: Vater, geschwind, ein Kälbchen! ein gar scharmantes rothes Kälbchen, mit einem weißen Fleckchen vorne auf der Stirn und vier schneeweißen Füßchen!

W. Ey ist das nicht eine Freude! wo ist denn Christian, ruf ihn doch auch herbey!

D. O der ist schon draußen im Stalle.

W. Das ist wahr ich habe allemal ein wahres Vergnügen über meine Kinder, wenn sich so was in meinem Hause zuträgt. Sie nähmen nicht wie viel für die Freude, wenn ein Bienenstock schwärmt, ein Schaaf lammt, eine Kuh kalbt, oder eine Gluckhenne ausgebrütet hat. Ich denke immer, dieß zeigt von einem guten, ruhigen Herzen, und das ihnen recht wohl seyn muß.

B. Da hat er Recht, Herr Gevatter! denn wer sich nicht, auch von alten Personen gilt das, wer sich nicht über so etwas freuen kann, dem, deucht mir, fehlt etwas, es mag auch stecken, wo es will.

W. Die Kuh ist doch gesund?

D. Ach eichel gesund!

W. Nun

W. Nun ich muß doch sehen, wie das Kälbchen aussieht, weil es ja gar zu schön seyn soll. Um Erlaubniß unterdessen, meine Herrn!

P. Ey ich gehe auch mit.

V. Und ich auch, wenns erlaubt ist. (Sie gehen)

P. Wahrhaftig ein schönes Kälbchen! das muß sie anbinden, Jungfer Dortchen!

D. Wenns nur der Vater haben will, der hält nicht viel vom Anbinden.

W. Ey warum nicht? Wenn du es nur recht in Acht nehmen willst, daß es kein verputtes Ding wird, wie das vorjährige, das uns unsere alte Magd verwahrloset hatte, so will ich dirs gar gern erlauben.

P. Ist es denn von einer guten Art?

D. O ja! die Kuh hat zwar, wie er sieht, kein sonderbares Ansehen, und ist mager, aber dafür giebt sie auch viele und gute und fette Milch.

P. Das sind auch eben die rechten Kühe, von denen man Kälber zur Zucht anbinden muß. Die fetten Kühe taugen nichts, denn die legen das, was sie an die Milch legen sollten, ans Fleisch an.

D. O, und was das schönste ist, sie steht fast gar nicht trocken, und das ist erst das dritte Kalb, das sie bringt.

P. O, Herr Wirth, da muß es auf alle Fälle aufgezogen werden, besonders da es so große offene Augen hat, welches allemal eine Anzeige von einem guten, gesunden und muntern Kalbe ist.

W. Nun da mags denn halt nur geschehen. Laß

es nur immer recht saugen, Dortchen, daß es keine Noth leidet?

P. Wie? Läßt er denn seine Kälber an der Kuh saugen?

W. Und warum denn nicht?

P. Weil ichs nicht für gut halte.

W. Ja, das ist ja aber doch das natürlichste?

P. Und wenn es noch wäre, so halt ichs doch nicht für gut. Es wäre ja auch natürlich, daß unser Rindvieh noch wild im Wald herum liefe, wie sein Stammvater der Auerochse, und wie der Hirsch, und daß nur das Kalb die Milch eine Zeitlang von der Kuh bekäme, und wir nichts als das Fleisch und die Haut. Denn das ist doch gewiß auch nicht natürlich, daß wir der Kuh die Milch, welche doch eigentlich zur ersten Nahrung des Kalbes bestimmt ist, so lange abzwingen, bis sie wieder ein Kalb bekömmt.

W. Nun so möchte ich doch die Ursachen hören, warum man die Kälber nicht sollte an den Kühen saugen lassen.

P. Gleich. Erstlich so muß er doch das Kalb, das er anbinden will 4 bis 6 Wochen saugen lassen.

W. Und das von Rechts wegen!

P. Das hat aber seine große Mühe und Unbequemlichkeiten, und die Kuh wird ohnfehlbar verdorben; denn entweder ist das Kalb sehr stark, so mergelt es eine schwache Kuh zu sehr aus, oder es ist zu schwach, so saugt es die Kuh nicht ganz aus. Und daraus entsteht immer Unordnung; denn wenn es die Magd versieht,

und die Kuh, nachdem das Kalb gesogen hat, nicht rein ausmelket, so verhärtet der Euter, und sie giebt immer weniger Milch. Zweytens so saugen auch die Kälber Haare an den Kühen mit ein, die sich im Magen zusammenballen, und schon manches Kalb auf den Schindanger gebracht haben. Drittens blöcken beyde, die Kuh und das Kalb lange Zeit nach einander, wenn sie zu sehr an einander gewöhnt sind, und das Kalb nun entwöhnt werden soll. Sieht er, das sind doch Ursachen genug?

W. Das Ding läßt sich hören, obgleich manches davon von einem guten Hauswirth verhindert werden kann. Aber was fängt er denn nun mit den Kälbern an, wenn er sie nicht an den Kühen saugen läßt?

P. Das will ich ihm sagen. Ich erziehe alle meine Kühe nach Schweitzer Art. So bald das Kalb gebohren worden ist, so laß ich es gleich von der Kuh wegnehmen, und in einen besondern Stall, der gut gestreut ist, bringen, ohne daß es die Kuh vorhero gesehen hat.

B. Das könnt ich aber doch nicht, daß ich der Kuh nicht einmal die Freude gönnte, ihr neugebohrnes Kälbchen zu sehen. Herr Pachter, das scheint mir doch ein bischen grausam!

P. Ja, das hilft nichts! Ich denke: Was sie nicht weiß, das macht sie nicht heiß.

W. Nun weiter!

P. Alsdann lasse ich demselben mit einer kleinen Handvoll Salz das Maul ausputzen, es so rein als möglich abwischen, und mit aufgeschütteltem Stroh bedecken, daß es recht warm liegt. Nach einigen Stunden steigt

das Thierchen auf, und marschirt im Stall herum. Nun bekommt es nicht gleich Milch, denn das halt ich nicht für gut, weil ich aus Erfahrung weiß, daß die Kälber, denen ich nicht gleich zu saufen geben ließ, dauerhafter und nicht so leicht mit dem Durchfall geplagt würden.

Meine Kälber kriegen also erst nach 10 — 12 Stunden die erste Milch, so wie sie von den Kühen kommt. Dieß geschieht denn des Tages 2 oder höchstens 3mal. Anfangs wollen sie nicht gern saufen, allein die Magd kann sie gar leicht darzu gewöhnen, wenn sie die verkehrte Hand in das flache Geschirr, worin die Milch ist, und den Zeigefinger oder Daumen in die Höhe hält. Die Kälber ergreifen denselben, und lernen bald auch ohne denselben die Milch saufen. Das Kalb verzehrt nun nicht immer alle die Milch, welche die Kuh giebt; eine gute Magd muß also drauf Acht geben, wie viel zu einer Portion für dasselbe hinreichend ist, und sie immer lauwarm machen, weil kalte Milch jungen Kälbern schädlich ist.

B. Das scheint mir vernünftig!

P. Vom achten Tage an, lasse ich die Milch mit etwas Wasser versetzen, und etwas grobes schwarzes Brod hineinwerfen. Von der dritten Woche an aber nimmt meine Frau auch den Rahm von der Milch, und thut Wasser und Brod darzu, wie vorher. Nur muß die Milch nicht schon sauer geworden seyn, weil die Kälber sonst leicht den Durchfall bekommen. In dieser Woche wird ihnen auch gutes, feines Heu vorgelegt, und damit sie bald anbeißen lernen, so lasse ich sie bey das andere

junge

junge Vieh binden, und aus einer Krippe fressen. In der vierten Woche wird ihnen dann dicke Milch, Buttermilch oder Molken gegeben, worinn etwas Brod oder schwarzes Mehl, oder auch doppelt so viel Kleye eingerührt ist. Mit dieser Kost wird dann den Sommer hindurch fortgefahren.

W. Und die Kälber kommen den ersten Sommer hindurch gar nicht mit auf die Weide?

P. Meine nicht; und sie bekommen auch kein grünes Futter; denn ich habe bemerkt, daß sie von grünem Futter oft den Durchfall bekommen und abgenommen haben, da sie hingegen, wenn ich sie im Stalle behalte, und mit gutem Heu gefüttert habe, weit besser gediehen sind.

W. Und womit füttert er sie denn im Winter?

P. Mit gutem Kleeheu. Je besser sie dann fressen, desto besser wachsen sie, nur daß man ihnen nicht zu viel auf einmal, und lieber desto österer vorlegen muß. Durst dürfen sie aber vollends gar niemals leiden.

W. Nun hättest du denn Lust, Dortchen, dein Kälbchen auf diese Art aufzuziehen.

D. Ich weiß nicht, Vater! Wenn es aber nicht geriethe?

P. Warum sollte es nicht gerathen, da ich alle Jahre wohl 30 Kälber auf solche Art aufziehe?

D. Aber es ist doch so mühsam und beschwerlich?

P. Bey weiten nicht so beschwerlich, wie die andre Art. Es kömmt ja auf eine Probe an.

V. Das dächt ich auch! Und wenn es auch etwas

mühsamer wäre! Sie macht sich ja sonst aus einem Bischen Arbeit mehr nichts.

D. So mags denn seyn!

W. Nun, allons, so nimm das Kälbchen und thu es gleich in einen andern Stall.

D. Ach das arme Thierchen soll sogleich von seiner Mutter weg!

W. Nun hilft das Wimmern nichts! Christian, greife mit zu. Fort damit in dem andern Stall zum Stier, da wirds warm genug stehen.

Siebentes Gespräch.

Vom Einflusse des Monds auf die Feldfrüchte und Gartengewächse.

(Im April)

Des Boten Bruder, Heinrich. Wirth. Michel, ein Nachbar im Dorfe.

W. Ey willkommen, willkommen, Gevatter Heinrich! Nun wie kömmt es denn, daß er uns heute besucht? Sein Bruder ist doch nicht etwa krank?

H. O bey Leibe nicht, der ist ja, wie er weiß, eisenfest. Er läßt sein bischen Sommerfeld bestellen; und da muß er immer selbst dabey seyn, damit alles recht nach der Regel gemacht wird.

W. Ja

W. Ja er will immer alles nach der Ordnung haben. Aber ich bedaure es nur, wenn er lange hat auf mich warten müssen. Es ist gerade niemand zu Hause als ich; meine Kinder sind auch auf dem Felde, und bestellen Hafer, und ich bin auch ein bischen in unserm Hausgärtchen gewesen, und habe auch etwas bestellt, weil ich das schöne Wetter nicht gern unbenutzt lassen wollte.

H. Ach es hat gar nichts zu sagen, laß er sich nur von nichts abhalten. Jetzt ist dem Landmanne und Gärtner jede Minute nicht mit Geld zu bezahlen. Ich habe unterdessen mit Nachbar Micheln hier ein sehr angenehmes Gespräch über die Franzosen gehalten. Was hat er denn aber bestellt?

W. Gar nicht viel! Ich habe nur ein Paar Bretchen Zuckererbsen gesteckt, und ein bischen Salat gesäet.

M. Auf die Zuckererbsen bitte er mich nicht zu Gast, Herr Nachbar, ich komme nicht.

W. Nun warum denn nicht.

M. Hum! Warum? weil er keine Zuckererbsen bekommen wird.

W. Das sollte mir nicht lieb seyn!

M. Ja, ja, nicht anders! Das will ich ihm vorher sagen, daß er und alle seine Gäste dieses Jahr keine Zuckererbsen, versteht sich von seinen eigenen, zu essen kriegen.

W. Dafür ist mir nicht bange; wenn nur kein starker Frost noch kömmt, daß sie erfrieren.

M. Nicht bange! Ich denke um Pfingsten herum, soll er mir anders pfeifen. Er ist schon so ein alter Patron, und weiß noch nicht einmal, daß man im abnehmenden Monde keinen Salat, Erbsen, Bohnen, und alles, was von Gartengewächsen in die Höhe wächst, säen darf.

W. Ha, ha, ha! Ich dachte es wohl, daß so eine alte Fabel darhinter stecken würde. Dafür will ich ruhig schlafen, Nachbar Michel, wenn mich sonst nichts drückte.

H. Das kann er auch, Herr Gevatter, und auf Johannistag will ich expreß deßwegen wieder für meinem Bruder hierher gehen, und dann sollen uns seine grünen Erbsen vortrefflich schmecken. Was setzt er dran, Michel, wir essen auf Johannistag von den grünen Erbsen, die heute gesteckt worden sind!

M. Nur nicht zu hitzig, ihr Herren, der Glaube wird euch schon in die Hände kommen. Ich denke auf Johannistag, wenn ihr statt der grünen Erbsen, dürre essen müßt, sollt ihr mich schon für einen ächten Propheten erkennen.

W. Das hat gute Wege! Deßwegen laß ich mir den Appetit nicht vergehen.

H. Und ich auch nicht.

M. Mein Großvater seliger, und der hatte gewiß, als einer, den Kopf auf dem rechtem Fleckchen, gab immer allen Leuten die Regel, und wie vielmal hat er da an den Tisch gesessen; es ist, wie wenn ich ihn hörte: Ihr Leute, säet Rettige, Zwiebeln, Rüben, Sellerie, und

und alles was unter sich wächst, im abnehmenden Mond, und Kraut, Erbsen, Bohnen, Linsen, und alles was über sich wächst, im zunehmenden Mond wenn es gerathen soll. Und es hat ihm allemal aufs Haar eingetroffen, wenn kein schlimmes Wetter einfiel.

(Alle Gäste fangen an laut aufzulachen; ha, ha, ha!)

W. Der Prophet gefällt mir, das ist wahr. Ha, ha, ha! Er hätte nur noch hinzusetzen sollen: Und wenn das Land gut zurecht gemacht ist.

M. Ich weiß nicht, ihr Leute, was ihr lacht, und und wie euch das so possierlich vorkommen kann; es ist doch alles die pure, helle, klare Wahrheit.

H. Das streitet ihm gar kein Mensch ab, daß es nicht alles die pure, helle, klare Wahrheit sey. Es ist alles mehr als zu wahr, was er gesagt hat.

M. Das denk ich auch.

W. Spas bey Seite! Ich will den ganzen Handel schlichten. Das weiß doch jedermann, daß viele Hauswirthe das Säen der Feldfrüchte zur Zeit wenn wir neuen Mond haben, für höchst schädlich halten.

M. I warum das nicht? Darüber hätte sich mein Großvater, tröste ihn der liebe Gott, todt schlagen lassen.

W. Unser Herr Pfarrer, der, wie ihr wißt, immer alles aus dem Grunde wissen muß, war einmal bey mir auf dem Felde, da ich auch bestellte, und da sprachen wir denn ein langes und ein breites von dem lieben Monde. Ja, sagte er, es kann gar wohl seyn, daß der

Mond einen Einfluß auf unsere Erde hat, und es ist gar nichts unmögliches, daß er nicht einen Einfluß auf das Bestellen haben könne; wir können aber nicht besser darhinter kommen, als wenn wirs probiren, und die Probe will ich gleich dieses Jahr noch machen. Gut, er thats. Er säete 4 Scheffel Gersten zur Zeit, da wir neues Licht hatten, und bekam 10 Schock der schönsten Garben; und säete eben so viel beym alten Monde, auf eben solches Land, das eben so gedüngt und eben so zurecht gemacht worden war, und bekam nur 6 Schock Getraide. Da hatten wir es also! Der liebe Mond that nichts dabey, und das denk ich doch, ist Beweiß genug, daß nichts auf ihn ankömmt, wenn man bestellen soll. Wißt ihrs denn nicht mehr, Michel, der Herr Pfarrer hat uns ja einmal die ganze Geschichte in einer Catechismusinformation in der Kirche erzählt.

M. Nå, davon hab ich nichts gehört, ich muß gerade nicht drinne gewesen seyn. Und deßwegen bleib ich doch bey meinen 5 Sinnen Das hat nun einmal so zugetroffen, weil eben kein schlimmes Wetter eingefallen ist.

(Sie lachen wieder alle).

W. Ja bey ihm trifts ja auch nur zu, wie er vorhin sagte, wenn kein schlimmes Wetter einfällt.

M. Ja, aber —

H. Aber ich denke, der Herr Gevatter hat Recht. Es haben schon viele verständige Männer die Erfahrung gemacht, daß die alten Mondsregeln beym Bestellen der Gärten und Felder nichts taugen, und daß

nichts

nichts dran liegt, wenn das Gewächs gerathen soll, ob man es zu Anfange, oder in der Mitte, oder am Ende des Monats säe oder pflanze. Wenn die Witterung 6 bis 8 Tage vor der gewöhnlichen Bestellungszeit gut ist, so muß man bestellen; denn es ist zu befürchten, daß um die gewöhnliche Zeit die Witterung schlechter seyn möchte, daß der Erdboden zu naß, zu dürre seyn, oder gar Fröste einfallen möchten. Ist aber um die rechte Bestellungszeit die Witterung nicht gut, daß es z. E. zu stark regnet, oder große Dürrung einfällt. u. s. w., so kann man die Aussaat immer 8 bis 10 Tage anstehen lassen. Auf die Witterung, auf die Wartung der Früchte, auf guten, ächten Saamen, auf gute Zubereitung des Landes, kömmt beym Feld- und Gartenbau alles an, und man braucht sich gar nicht drum zu bekümmern, ob es zu- oder abnehmender, alter oder neuer Mond sey, auch nicht, ob der Wind beym Bestellen von Morgen oder Abend, von Mittag oder Mitternacht blase. Wenn ich meinen Garten bestelle, so suche ich mir guten und ächten Saamen zu verschaffen; wechsele immer mit den Früchten gehörig ab, die ich säe; gebe jeder Art ihren gehörigen Boden, und ihre gehörige Düngung; besorge alles Säen und das Verpflanzen ordentlich und mit Accuratesse; jäte hübsch fleißig, und laß das Unkraut nicht überhand nehmen; begieße die Pflanzen, wenn dürre Witterung einfällt, und ich habe, Gottlob! noch nicht drüber klagen dürfen, daß mir meine Gartenfrüchte nicht gerathen wären. Gott hat mich auf diese Art, wenn ich mir auf meiner Seite die gehörige Mühe gegeben habe,

immer gesegnet, und mir meine Mühe reichlich belohnt. Sieht er, Nachbar Michel, so halt ichs mit meinem Bestellen, und da brauch ich keinen Propheten, und keinen Mond dazu.

M. Nu, nu, nur Geduld, es wird sich ausweißen auf Johannistag. Ich bleib dabey, er ißt keine grüne Erbsen, sondern dürre; doch ich will nur stille seyn; denn ich mag mich mit ihm nicht herum disputiren; er hat mir, ich höre, ein gar loses Maul.

Achtes Gespräch.

Vom Schwefelregen.

(Im May.)

Wirth. Bote. Ein altes Weib, (welches in die Stube tritt.)

Alt. Weib. Guten Tag zusammen! O das ist böses, böses Wetter, bin ich doch durch und durch so naß geworden, wie ein Sack.

W. I bewahre der Himmel! Sie nennt dieß Wetter böse und alle Leute im Dorfe haben schon lange auf einen so warmen Gewitterregen gehoffet.

Alt. W. Ach Gott erbarm sich unser! Wenn die Leute wüßten, was sie gehofft hätten! Die Anzeigen, daß Gottes

Gottes Zorn bald über diese Gegend einbrechen wird, sind klar und deutlich da.

W. O weiß sie denn auch, was sie redt?

Alt. W. Das dächt ich! Es war ja der pure klare Schwefel, den es vom Himmel regnete, als ich so eben durch den nächsten Wald vor dem Dorfe gieng, und das ist das sicherste Kennzeichen, daß Gott die Gräuelthaten, die hier im Schwange sind, nicht länger mit ansehen kann und seine Strafgerichte bald über das ganze Dorf, wie über Sodom und Gemorrha, einbrechen werden.

W. (heimlich zum Boten) Wenn dies alles ein anderer Bußprediger als dieser predigte, so möchte einem wohl bange werden, aber diese riecht gar zu stark nach Brandewein.

B. (lächelnd) Hat sie denn aber den Schwefel wirklich gesehen?

Alt. W. Das denk ich! Und er kann ihn auch sehen, wenn er will. Er schwimmt noch auf allen Pfützen im Dorfe strohhalmen dick herum. Im Walde wurde an manchen Orten der Weg ganz gelb davon.

W. Was meynt er dazu, Herr Gevatter? Ich habe dieß auch schon vielmal gesehen.

Alt. W. Das frag er hernach Herr Wirth! jetzt hol er mir ein halb Nösel Brandewein. Es hat aufgehört zu regnen; ich muß weiter.

W. Himmel! ein halb Nösel?, das bekömmt sie nicht. Bey mir schenkt man nur ein Halbviertelchen für eine Person weg und Weiber bekommen gewöhnlich gar keinen; wenn sie aber das will?

Alt. W. So geb er nur her. (Sie trinkt ihn auf einen Schluck aus und geht fort.)

B. Das war eine alte unglückliche Frau, Herr Gevatter!

W. Ja wohl, eine der unglücklichsten. Sie ist aus unserm Dorfe. Ihr Mann war einer der reichsten im Orte; sie ärgerte ihn aber durch ihr lüderliches Leben todt. Das ganze Vermögen hat sie durchgebracht, und seit etlichen Jahren, da sie fast nicht das liebe Brod satt hat, legt sie sich aufs Prophezeihen, und prophezeiht den Leuten Gutes und Böses. Sie heißt auch nur im Dorfe die Prophetin. Heute wird sie einmal einen großen Aufruhr im Dorfe machen, wenn es der Herr Pfarrer nicht bald erfährt. Sie wird allen Leuten Gottes Strafe wegen ihrer Sünden ankündigen, und niemand ist seiner Sünden halber mehr gestraft von Gott, als sie selbst.

B. Ja leider! So wenig kennt sich aber der Mensch oft selbst.

W. Aber wieder auf unsern vorigen Discurs zu kommen: Was hat es denn nur eigentlich für eine Bewandniß mit dem Schwefelregen, Herr Gevatter?

B. Dies, wenn ich es ihm kurz und gut sagen soll: daß es keinen Schwefel regnet.

W. Hm! Aber was wäre es denn sonst für eine gelbe Materie, die es zuweilen regnet, und die doch ordentlich, wie Schwefel brennt, welches ich mit meinen Augen gesehen habe? Voriges Frühjahr um diese Zeit kam der Herr Schulmeister S.. aus H.. zu mir, da es eben einen solchen Schwefelregen gethan hatte. Es wurde ein langes und ein breites über diese wunderbare Er-

schei-

scheinung hier an diesem Tische gesprochen. Einige behaupteten, es sey kein Schwefel, andere hingegen, es sey welcher, und zu dieser letztern Parthey schlug sich denn auch der Herr Schulmeister. Ihr sollt gleich sehen, daß es Schwefel ist, der brennt, sagte er, da keine Parthey der andern nachgeben wollte. Er gieng hinaus, schöpfte mit einem blechernen Löffel etwas von dem Zeuge aus einer Pfütze ab, legte es in die Sonne, und trocknete es. Nach einer kurzen Zeit war es trocken, und man konnte es so klar, wie das feinste Waizenmehl zerreiben. Ich mußte ihm hierauf ein Licht geben, er nahm das gelbe Pulver, legte es auf ein Blatt Papier, blies es in das Licht, und es loderte, wie der klare Schwefel lichterloh in die Höhe. Das war doch Beweiß genug. Diejenigen, die das Gegentheil behauptet, und vorher groß Mauls gehabt hatten, saßen nun alle mäuschenstille, wie wenn sie aufs Maul geschlagen wären.

B. Ja, ja das ist schon Beweiß genug, daß die Materie loderte, aber roch sie denn auch wie Schwefel?

W. Dieß wohl nicht; aber genug, sie brannte doch, wie Schwefel.

B. Es giebt aber noch gar viel Dinge in der Welt, die wie Schwefel brennennen, Herr Gevatter, und sind doch deßwegen kein Schwefel. Was Schwefel seyn soll, muß nicht allein gelb aussehn, und mit einer hellen blauen Flamme brennen, sondern auch einen sauern erstickenden Dampf von sich geben, darf nicht auf dem Wasser schwimmen, wie der Regen-Schwefel, sondern muß in demselben zu Boden sinken.

Nur

Nur den geregneten Schwefel, der alle diese Eigenschaften hat, kann ich für wahren Schwefel erkennen.

W. Das letztere läßt sich hören. Es ist wahr, den erstickenden Geruch gab er nicht von sich, der einem so stark ins Gehirn fährt, wenn man nur ein Licht mit einen Schwefelfaden anzündet; auch habe ich ihn allzeit auf den Teichen, Flüssen, und anderm stehenden Wasser schwimmen sehen. Wenn also der wahre Schwefel alle diese Kennzeichen haben muß, die er angegeben hat, so glaub ich selber, daß es keinen Schwefel regnet. Aber was ist es denn anders, wenn es kein Schwefel ist?

B. Nichts anders als der gelbe Blumenstaub, den man jetzt in Menge in den Blüten der Bäume, Stauden, Kräuter und Gräser antrifft.

W. Das wäre doch sonderbar!

B. Sonderbar wohl, aber auch wahr. In dem nächsten Walde, wodurch das saubere Weib gegangen war, blühen jetzt die Fichten und Kiefern. In den vielen rothen Zäpfchen, die sich an einer einzigen solchen Fichte befinden, sitzt eine große Menge solches gelben Blütenstaubes. Geht nun ein starker Wind vor einem Platzregen her, so stäubt das Blütenmehl aus, und der Regen schwemmt es nicht nur von den Blüten selbst ab, sondern das, was davon in der Luft herum fliegt, wird auch durch den Regen mit auf die Erde genommen und diese gelbe Materie schwimmt alsdann häufig auf den Teichen, Gräben und in den Wegen herum, und bleibt da, wo das Wasser abläuft, sitzen. Ich reiste

vor drey Jahren zu Anfang des Junius durch das Brandenburgische Land, wo man Kiefernwälder von etlichen Meilen im Umfange antrift. Eine Stunde von einem solchen Walde glaubte ich, daß sich über demselben ein starker Regen hinzöge; da ich aber näher kam, so wurde ich gewahr, daß es weiter nichts, als Blütenstaub aus den Kiefern war, den der Wind in so großer Menge wegführte, daß der ganze Wald davon verdunkelt wurde.

W. Diese Erklärung klingt nicht übel. Den ganzen Sommer hindurch giebt es ja Blüten genug, von welchen der Regen den Staub abschwemmen kann.

B. Richtig. Und da hört man ja auch nur vom Schwefelregen reden. Wenn er mir hingegen im Herbst oder Winter, wenn es keine Blüten und Blumen mehr giebt, solchen geregneten Schwefel im Freyen zeigt, so will ich meine Meynung sogleich zurück nehmen, und glauben, daß es Feuer und Schwefel vom Himmel regnet. Wenn er sich aber noch mehr von dem überzeugen will, was ich alleweil behauptet habe, so gehe er hin, und hole sich eine Portion solches geregneten Schwefels, und pflücke sich auch ein paar Hände voll Blütenzäpfgen von den Fichten oder Kiefern ab, lege die letztern in die Sonne, daß sie aufspringen, und schüttele den Staub fein säuberlich aus, blase hierauf beydes nacheinander in ein brennendes Licht, und er wird finden, daß der Staub aus den Blüten der Kiefern und Fichten, der noch nicht naß geworden ist, stärker und schöner brennt, als der geregnete Schwefel, und daß beydes nicht wie Schwefel riecht, und also kein wahrer Schwefel ist.

Neuntes Gespräch.

Allerley Merkwürdiges aus der Naturgeschichte der Honigbienen.

(Im Junius.)

Bote. Christian. Wirth.

B. Nun, nun, wohin so geschwind mit dem Bienenkorbe, Christian?

Chr. O er kömmt ja wie gerufen. Geschwind leg er ab, wenn er will helfen Bienen einfangen. Mein Vater ist schon hinten im Garten.

B. Ist das nicht eine Freude! Wem gehört denn der Schwarm? Dir doch nicht selbst?

Chr. Ja freylich! Das ist eben die Schönheit davon.

B. Diener, Diener, Herr Gevatter! Ich treff' ihn ja bey einer sehr angenehmen Beschäftigung an.

W. Ja wohl! Es ist auch wirklich eins von meinen liebsten Geschäften, Bienen zu fassen, besonders wenn es Hauptschwärme (Vorschwärme) sind, wie dieser.

Chr. Und wenn sie sich so schön auf einen Klumpen zusammenhängen, wie dieser.

W. Sie hängen schon fest genug. Christian, den Korb her! Will er helfen, Herr Gevatter, so halt er einmal den Stock unter, ich will schütteln.

B. Sehr

B. Sehr gern! Nur zugeschüttelt!

Chr. O gerathen! gerathen! Der ganze Klumpen ist im Korbe.

W. Das war perfekt! Sie machen schon Parade vor der Königin, sie muß sich haben hören lassen. Siehst du, wie sie den Kopf nach dem Flugloche kehren, die Hinterbeine in die Höhe stellen, und wie die Tambours mit den Flügeln schlagen.

Chr. Ey das ist doch scharmant. Es scheint, wie wenn diese Unterthanen große Liebe und Ehrfurcht gegen ihre Fürstin hätten.

B. Das wollte ich meynen. Ich habe oft meinen eigenen Augen nicht getraut, wenn ich in meinen Stökken, an denen ich hinten Glasscheiben habe anbringen lassen, zuweilen zugesehen habe, was für Sorge, Gefälligkeit und Liebe die Bienen gegen ihre Königin blikken lassen. Ueberall, wo sie hingeht, wird ihr Platz gemacht, und sie ist immer mit einer großen Menge Bienen begleitet, die ihr zur Aufwartung dienen. Einige reichen ihr Honig, andere streicheln ihr den Leib mit ihren Rüßeln und liebkosen sie, und wieder andere reinigen sie, wenn sie irgendwo an ihrem Körper verunreiniget worden ist. Allenthalben, wo sie im Stocke hinkömmt, kömmt auch neues Leben, und neuer Fleiß unter die Arbeiter; da hingegen, wo sie fehlt, alles bestürzt, niedergeschlagen und wie todt ist.

(Christian steht da und sperrt für Aufmerksamkeit das Maul weit auf.)

Vom letztern kann ich ein Exempelchen erzählen.

Voriges Jahr wollte ich nach der neuen Methode einen Ableger von einem großen Magazinstocke, der 5 Kästchen hatte, machen. Ich nahm also, wie es gewöhnlich ist, 2 Kästchen weg; hatte aber zum Unglück nicht recht nachgesehen, ob auch zu beyden, in dem alten Stock und in dem neuen Ableger die gehörigen Maden waren, und hatte also unrecht abgetheilt. Derjenige Theil also, worin der Weiser oder die Königin war, arbeitete immer fleißig fort, und machte sich wenig daraus, daß ihm fast die Hälfte Volk war genommen worden; der andere Theil hingegen, der weiserlos war, arbeitete gar nichts, die Bienen liefen einsam und schüchtern auf dem Flugbrete herum, und wenn ich an dem Stocke klopfte, so ließen sie einen abgebrochnen und traurigen Todtengesang von sich hören. In acht Tagen war mein alter Stock dahin, weil ich nicht so gescheut war und die Kästchen wieder unter den neuen Ableger gesetzt hatte. Doch ist das nur der Fall, wenn sie ganz gewiß wissen, daß sie keine Königin wieder bekommen werden. Denn die blose Hoffnung bald wieder eine zu bekommen, macht, daß sie ihren alten Fleiß gleich wieder fortsetzen. Denn wenn sie Zellen haben, in welchen sich Maden befinden, aus welchen sie sich eine junge Königin erziehen können, welches aber leider bey meinem Stocke nicht war, so arbeiten sie nun um desto emsiger fort, und füttern sich eine neue Regentin auf.

Chr. O das ist doch fast unglaublich!

B. Es wird noch unglaublicher scheinen, wenn ich dir sage, daß die Bienen jeden Wurm einer gemeinen Biene zu einer Königin machen können, wenn sie ihm den

den gehörigen Futterbrey geben. Man hat den Versuch gemacht und einige hundert Arbeitsbienen mit einer kleinen Tafel voll gemeiner Bienenwürmer, die nur erst 3 bis 4 Tage alt waren, in einen Stock gethan, da denn die Arbeitsbienen sogleich einige Zellen am untern Rande der Tafel zerstört, an ihrer Statt größere und runde Weiserzellen daraus gebaut, und den Würmern solche kräftige, süße und scharfe Nahrung gebracht haben, wie sie die Weiserwürmer bekommen, und so haben sie sich denn selbst aus einem gemeinen Bienenwurm eine Königin verschaft.

Chr. O das ist doch ganz unbegreiflich!

V. Ja so scheint es; und es ist noch gar vieles in der Natur, das wir nicht begreifen können, wenn wir aber nur recht auf Gottes Werke aufmerksam wären, so würde uns vieles nicht mehr so räthselhaft vorkommen. Hast du denn schon einen Weiser gesehen?

Chr. O ja genug. Sie sind größer und länger als die gemeinen Bienen, gelbbraun, so etwas ins röthliche fallend; die Flügel sind viel kürzer und bedecken kaum den Hinterleib, und die Beine sind hoch, und haben einen großen, großen Stachel.

V. Gut. Aber weißt du denn auch, wie viel Weiser in einem Stocke sind?

Chr. Einer! denn mehr Regenten können sich in einem Stocke nicht vertragen. Einer stürzt den andern vom Throne.

V. Also meynst du wohl, die Königin wäre blos da um zu regieren?

Chr. Doch wohl.

B. Das ist ihre geringste Verrichtung. Sie ist noch zu was wichtigerm bestimmt. Sie ist nicht nur die Beherrscherin, sondern auch die Mutter ihres Volks. Eine einzige solche Bienenmutter legt in einem Vierteljahre vom April bis Junius über 40,000 Eyer, aus welchen Maden und dann junge Bienen werden.

Chr. J das ist ja erstaunend, was er mir da alles sagt! Da steht einem ja der Verstand stille.

B. Und weißt du denn, welches die Männchen sind? Das sind die rauhen Drohnen, die größten und dickſten Bienen, die keinen Stachel, aber so große Augen haben, die den ganzen Kopf einnehmen. Diese thun, so viel man bis jetzo weiß, weiter nichts, als daß sie sich mit der Königin begatten und fressen. Es pflegen ihrer in einem Stocke, worinn 10,000 Bienen sind, ohngefähr 300 zu seyn. Aber eben deßwegen, weil es so faule Hummeln sind, werden sie von den übrigen Bienen im August und September, ohne Gnade und Barmherzigkeit, umgebracht, damit sie im Winter nicht das was diese durch ihren Fleiß znsammen getragen haben, verzehren, oder gar eine allgemeine Hungersnoth verursachen mögen. Solche Schlachten hast du doch wohl mit angesehen?

Chr. O ja wohl! Da geht es zu, wie im Türkenkriege, da wird kein Pardon gegeben.

W. So wären ja aber die kleinen Bienen zu weiter nichts bestimmt, als zur Arbeit.

B. Zu weiter nichts! Und daß sie gern arbeiten,

sieht

sieht er ja an jedem Sonntage. Mit was für Eifer und Lustigkeit fliegen sie da nicht aus und ein, bringen Höschen und Honig nach Hause, und wie vergnügt flättern und sumsen sie nicht um den Bienenstock herum, wenn sie ankommen; daß man selbst vergnügt wird, und Lust zur Arbeit bekommt wenn man ihnen zusieht. O wenn doch mancher Faule, der dem lieben Gott die Tage abstiehlt, zuweilen an einen Bienenstock treten, und die Bienchen betrachten wollte, wie sie so arbeitsam und geschäftig sind, was gilts, er würde sich schämen, wenn er sich von den unvernünftigen kleinen Thieren so sehr übertroffen sähe, und fleißiger werden, wenn er nicht schon gar alles Gefühl verlohren hätte.

W. Allein was haben denn die Arbeitsbienen alles für Geschäfte? Ich habe ja immer gehört, daß man einen Bienenstock mit einem Staate vergleichen könnte, worin jeder Unterthan sein angewiesenes Geschäfte ordentlich triebe.

B. Und da thut man denn auch recht daran! Da giebt es eine Gesellschaft, welche aus den Blüten, und von den Blättern der Bäume Honig einträgt; eine andere, welche Wachs einsammlet; eine dritte, welche aus verschiedenen Handwerkern besteht, die die Zellen bauen; eine vierte, welche sich bey kühler Witterung um die Madenzellen legt, um diese zu erwärmen, um die jungen Bienen auszubrüten; eine fünfte, welche die Maden füttert; eine sechste, welche für die gehörige Reinlichkeit sorgt, und alles was nicht in den Stock gehört, z. E. alle todte Brut, und Bienen, alle Ueberbleibsel

vom Wachsmehl u. d. g. heraus schafft; eine siebende, welche den Kitt, oder das Vorwachs einträgt, welches mit den Zähnen von den klebrigen und harzigen Knospen einiger Bäume abgenagt, und an die Hinterschenkel geklebt wird; eine achte, welche alle kleine Ritzen mit diesem eingesammleten Harze verkittet; eine neunte, welche Wasser, und andere salzige Theile aus den Mistlaken einträgt; eine zehnte, welche Wache hält, vor dem Flugloche herum patroullirt, und auch wohl, wenn sie nicht allein Herr über den Feind werden kann, andere durch ein gewisses Zeichen zu Hülfe ruft; und die eilfte, welche den Hofstaat der Königin ausmacht, der sie allenthalben, wo sie hingeht, begleitet, und ihr aufwartet.

W. Und das ist denn alles wirklich so?

B. Und das ist alles wirklich so.

W. O, Herr Gevatter, wie groß ist doch Gott auch in dem kleinsten seiner Werke! Allein was machen denn die Bienen nur mit dem Wachs, daß es alles einerley Farbe hat? *) Wie bringen sie denn die Zellen nur so egal sechseckig?

B. Da-

*) Da ich dieß in keinem eigenen Gespräche ausgeführt habe, so will ich hier in einer Anmerkung das Wichtigste mittheilen. Die Materialien des Wachses sind der Blumenstaub von verschiedenen Blumen und Blüten. Diesen nagen sie mit den Zähnen ab, befeuchten ihn im Munde und kleben ihn alsdann in einem kurzdauernden schnurrenden und schwebenden Fluge mit Hülfe der Vorderfüße an die darzu bestimmte ausgehöhlten und haarigen Schenkel der Hinterfüße. Sonst glaubte man, sie tauchten und badeten sich nur wild in den Blumenstaube herum, dieser

B. Davon —

Christian (kommt gelaufen) Au Weh! Au Weh! Au Weh! Ach wer zieht mir den Stachel aus, ich bin gestochen, gestochen! Geschwind, geschwind!

B. Geduld, Geduld! Wer nicht hört, muß fühlen. Wer wird denn nach den Bienen schlagen, wenn sie einem zu nahe kommen!

W. Drücke nur die Wunde mit den Fingern aus, und leg ein Bischen frische Rasenerde drauf, so hats nichts zu bedeuten, und sey ein andermal behutsamer.

B. Komm mit mir, ich weiß uoch ein besser Mittelchen. Da nimm einige von den krüppelhaften und

ser bliebe ihnen dadurch in den Haaren hängen, von welchen sie ihn alsdann mit den Füßen abstreiften und an den bestimmten Platz brächten. Allein genauere Beobachtungen haben mich von obiger Verfahrungsart unterrichtet. Bald mit rothen, bald mit gelben, weißen und grünen Höschen, wie man diese be asteten Schenkel nennt, beladen, fliegen sie nach Hause, lassen sich von darzu bestimmten Bienen die Höschen ausziehen und in Zellen legen, wo dieser Staub mit einigen Tropfen Feuchtigkeit benetzt, durchknetet und von auch darzu eigen bestimmten Bienen unter dem Namen des **Wachsmehls** verzehrt wird. In dem Magen der Bienen verwandelt es sich alsdann erst in eigentliches Wachs. Es geht aus dem ersten Honigmagen in den zweyten, von da in die Gedärme hier gehen die gröbern und unbrauchbaren Theile durch den After weg, die feinern oder Wachstheile aber spritzen in Gestalt zarter Blättchen durch die 6 Ringe des Hinterleibes. Dadurch bekömmt das Wachs, das aus so verschieden gefärbten Wachsmehl bestand, auch eine gleiche weißgelbe Farbe. Es sind immer Arbeitsbienen da, die mit der größten Geschwindigkeit den Ausschwitzenden das Wachs abnehmen und es verarbeiten. Aus demselben verfertigen sie nun ihre regelmäßigen 6 eckigen Zellen, die schichtweiße **Wachskuchen** heißen.

blessirten Bienen, die hier unter dem geschwärmten Stoke herum kriechen, nimm ihnen ganz subtil den Stachel, und zerquetsche und zerreibe sie auf der Wunde, so wird der Schmerz bald weg seyn, und mit dem Geschwulst wird es auch keine Noth haben. Allons frisch!

W. Nu, wie stehts, hilfts, Christian?

Chr. O ja. Der Schmerz ist vorbey.

B. Und vor dem Geschwulst brauchst du dich auch nicht zu fürchten. Aber weißt du denn was das allersicherste Mittel für den Bienenstich ist?

Chr. Daß man sich in Acht nimmt, daß man nicht gestochen wird.

B. Getroffen.

Chr. Von der Königin, die einen so großen Stachel hat, möcht ich auch nicht gestochen seyn, da sollte wohl sein Mittelchen wenig helfen?

B. Für diesen Stich bist du auch sicher; denn du kannst sie so lange in der Hand herum tragen, als du willst, sie wird dich gewiß nicht stechen, wenn du sie nicht drückest.

Chr. Das wäre doch sonderbar! Aber woher kommt denn das, ich dächte, sie stäche am ersten, da sie die Königin ist.

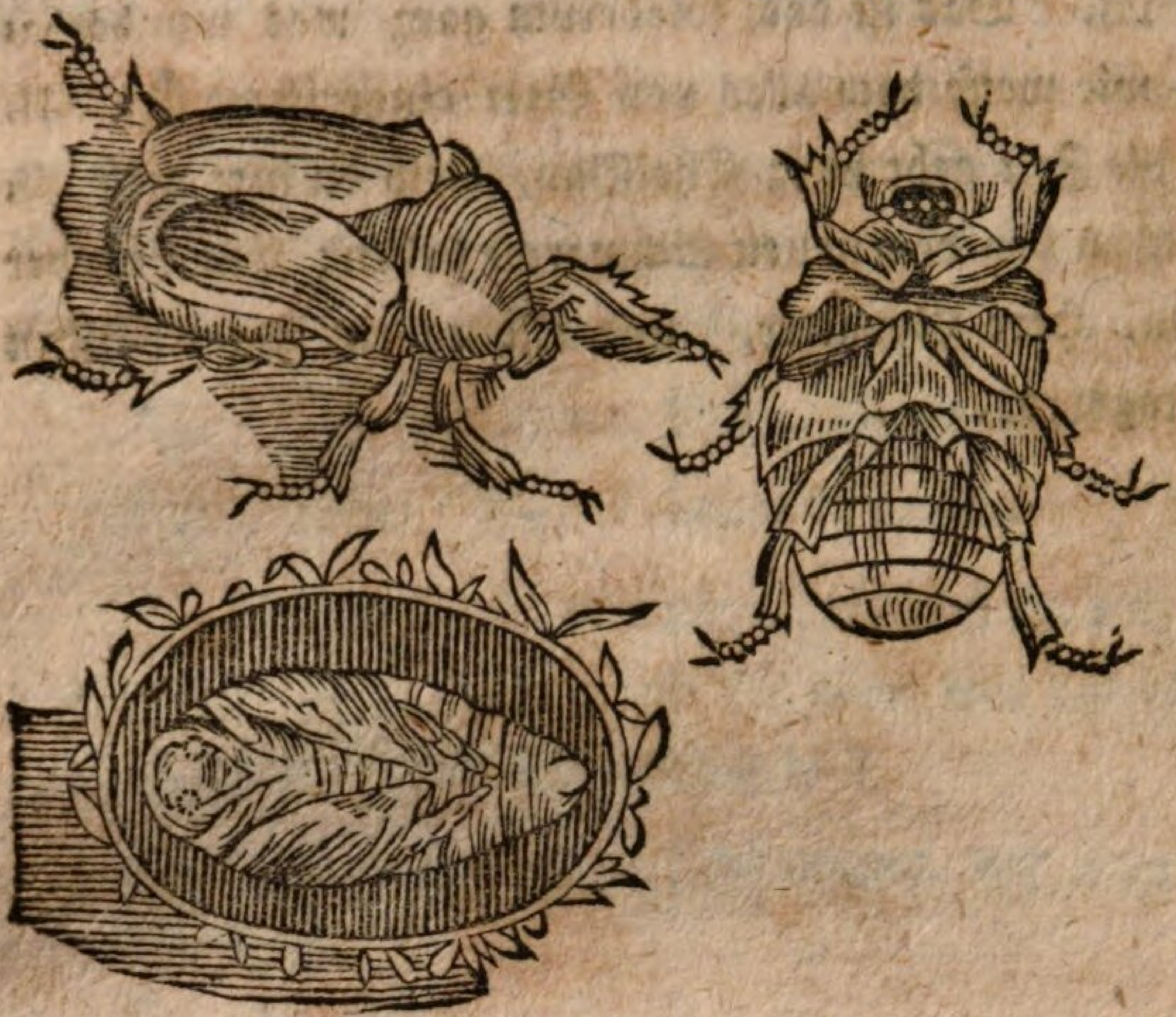
B. Kannst du die Ursache nicht errathen?

Chr. Halt! Doch wohl, weil es in einem Stocke nur eine Königin giebt, und auf ihr Leben und Tod so viel ankömmt.

B. Eben das.

W. Das ist doch wiederum ganz was wunderbares; wie weise doch alles von Gott eingerichtet ist! Allein die Zeit geht hin; Christian, bleib du hier noch ein Weilchen bey dem neuen Schwarme stehen; komm er aber herein, Herr Gevatter, und esse er ein Paar Bissen Mittagsbrod.

Zehn=



Zehntes Gespräch.

Vom Heckmännchen oder dem Goldkäfer. *)

(Im Junius.)

Zwey Viehhändler, Hans und Görge, und der Bote.

H. Das laß ich mir nun nicht abstreiten, was ich aus so langer Erfahrung weiß. Seitdem ich mein Heckmännchen bey mir führe, und mein Vieh damit bestreiche, bin ich noch nicht unglücklich

*) Scarabaeus auratus. Lin.

glücklich gewesen mit meinem Vieh, habe wohlfeil eingekauft, und theuer wieder verkauft, und die Schulden sind mir alle richtig eingegangen. Sonst ehe mir der alte Balsamträger Jochen, *) eine kreuzbrave Haut, das Remedium für drey Laubthaler, lehrte, da war es nicht anders, als wenn das Unglück bey mir im Quartiere läge. Das Vieh fiel mir; ich kaufte theuer ein, und mußte wohlfeil hingeben, und wenn ich auch Geld einnahm, so wars, wie wenn es Beine hätte; der Beutel war immer leer. Gott hab ihn seelig den alten Jochen, er ist nun hinüber! Es gieng ihm in seinem Alter auch noch trübseelig, ob er gleich so vielen Leuten in seinem Leben mit seiner Kunst geholfen hatte. Ich rathe ihm also, folg er mir, und schaffe er sich ein ächtes Heckmännchen an, was gilts, es wird von Stund an besser mit ihm gehen.

G. Ha! ha! ha! Ich muß lachen, Vetter Hans, daß er so sehr in Eifer gerathen ist, und thut, als wenn er mit seinem Heckmännchen das Glück bey allen 4 Zipfeln hätte. Heckmännchen hin und Heckmännchen her. Was will er denn dazu sagen, wenn ich ihm erzähle, daß ich auch schon mehr als ein Heckmännchen gehabt habe, und doch einmal über das andere bin übers Ohr gehauen worden, daß mir die Augen übergiengen. Ich hatte ein Heckmännchen und der Schultheiß in R. brachte mich durch seinen

*) In einem Dorfe in unserer Nachbarschaft wurden den 30ten May 1792 von einem Ungarischen Arzneykrämer 7 Goldkäfer oder Heckmännchen für 1 Ducaten bis zu 1 Rthlr. verkauft, die lebendigen, die sie mit Zucker fütterten, waren theurer als die todten.

seinen Bankerut um 23 und einen Ortsthaler. Ich hatte ein Heckmännchen, und in F. wurde mir vor 4 Jahren, wie er sich noch besinnen wird, auf der Streu meine Geldkatze mit 150 baaren Thalern, lauter die schönsten preußischen vollwichtigen Pistolen, mit sammt dem Heckmännchen vom Leibe weggestohlen. Ich hatte ein Heckmännchen, und hätte in der theuren Zeit anno 72, wenn Gott der Noth nicht bald ein Ende gemacht hätte, beynahe mit Weib und Kindern Gatterklopfen gehen müssen. Mit den Heckmännchen laß er es also gut seyn.

H. Das glaub ich ihm alles, Herr Vetter, er hätte mit seinen Heckmännchen sterben und verderben können. Aber Heckmännchen und Heckmännchen ist zweyerley. Da tragen die Ungarischen Krumholzölmänner zuweilen welche herum; o das Herz im Leibe lacht einem, wenn man sie ansieht! Sie haben rothe Käppchen und rothe Schwänzchen und schwarze Mäntelchen, aber im Grunde sind sie nicht den Kukuck werth. Sie bringen mehr Unglück als Glück ins Haus. Ich habe, zu meinem größten Leidwesen, die Probe gemacht. Die ächten hatte nur der seelige Jochen; der konnte aber auch mehr als Brodessen.

G. Wenn aber nun meine Heckmännchen auch von Jochen gewesen wären, Vetter Hans, was würde er denn dazu sagen?

H. Das hat gute Wege! das mach er einem andern weiß! Jochen war Jochen, und Jochen seine Waare war gut.

V. (tritt herein) Glück zu, ihr Leute! Ists Gespräch

sprách gut? Laßt euch nur nicht stöhren. Ich will gleich meinen Dreyer auch dazu geben, wenns erlaubt ist.

G. O warum das nicht? Erlaubniß genug! Setz er sich nur zu mir. Wir disputiren über die Heckmänn-chen, und da soll er unser Schiedsrichter werden, wenn er etwas von dem Krame versteht.

B. Ey das ist ja ein gar angenehmer Discurs. Ich versteh wirklich auch so etwas davon, und will mein Wort gern dazu geben, wenn ich nur erst weiß, worüber ihr eigentlich disputirt.

H. Darüber: Ich spreche, es giebt ächte Heckmännchen, die denen, die sie haben, lauter Glück ins Haus bringen, und Vetter Görge sagt, es wären Narrenspossen; sie taugten in der Wurzel nichts. Zu was für einer Parthey schlägt er sich nun? doch zur vernünftigern, zu meiner? nicht wahr?

B. Ja zur vernünftigern; aber mit Erlaubniß! nicht zu seiner.

H. Was, Herr? Ich will ihn gleich eines andern belehren! (Er trennt das Rockfutter auf, und bringt ein kleines Pillenschächtelchen hervor.) Hier, Herr, thu er die Augen auf, und seh er! Was ist denn das da?

B. Ein Kaiser oder ein Goldkäfer, wie man diese Insekten nennt.

H. Was, Herr! Insekten? Läuse und Flöhe sind Insekten, aber das ist ein Heckmännchen. Bey ihm mags wohl zuweilen nicht richtig unter der Nachtmütze seyn, daß er die Heckmännchen für Insekten ansieht. Weiß er denn, wo die Heckmännchen ausdistillirt werden?

B. In Ameisenhaufen entstehen gewöhnlich diese Insekten.

H. Mit seinen Insekten! Aber wer hat ihm denn gesagt, daß die Heckmännchen in Ameisenhaufen gefunden werden? He!

B. Meine Augen; denn ich will ihm in meiner Gegend, wo es viele und sehr große Ameisenhaufen giebt, jetzt im Julius in einem Tage einen ganzen Hut voll solcher Goldkäfer zusammen suchen.

H. Ja, das hat seine Richtigkeit; in den Ameisenhaufen werden die Heckmännchen ausdistillirt, das hat mir der seelige Jochen, weil ich sein besonderer Herzensfreund war, als ein gar großes Geheimniß einmal beym Schnapsen, wo er ein Bischen zu tief ins Glas geguckt hatte, eröfnet. Aber daß es Insekten wären, damit bleib er mir vom Halse.

B. Ja was nennt er denn Insekten?

H. Das hab' ich ihm ja schon gesagt: Läuse, Flöhe und Wanzen dazu, und Scorpionen und Ottern und Ottergezüchte, und wie das Zeug und Geschmeiß alle heißt.

B. Ja sieht er, hier steckt der Knoten. Ich heisse alle Thiere Insekten, die 6 oder auch mehrere Beine haben. Da gehören denn nun freylich die Läuse, Flöhe, Wanzen und Scorpionen auch hin; aber auch hier sein Heckmännchen. Denn zähl er einmal die Beine an dem noblen Thierchen; 1, 2, 3, 4, 5, 6; sieht er, da hat er sein Heckmännchen mit 6 Beinen. Es ist also weiter nichts als ein Insekt.

B. Der

G. Der Herr Bote hat Recht! Ergieb dich nur, Vetterchen, und wirf das Schächtelchen mit sammt dem Heckmännchen zum Kuckuck.

H. Nur nicht zu hitzig, Vetter Görge, so weit sind wir noch nicht. Wenn er doch in der Natur so bewandert ist, so muß er ja anch wissen, daß die großen Ameisen kein lebendiges Thierchen in ihren Haufen leiden, und alles gleich todt machen. Also sieht er doch, daß dieß übernatürlich ist, und daß es mit seinen Goldkäfern stockt.

B. Aber nun umgekehrt: Wenn er doch so in der Natur bewandert ist, so muß er ja auch wissen, daß sich die Schwalben von puren Insekten nähren, und doch die großen Läuse ungestöhrt an sich herum laufen und sich von ihnen beißen lassen. Gott hat einmal den Goldkäfer seinen Platz, wo er entstehen soll, in dem Ameisenhaufen angewiesen, und den Ameisen befohlen, daß sie ihn nicht todt machen sollen, so wie er der Schwalbenlaus auf der Schwalbe, der Menschenlaus auf dem Kopfe, und und der Wanze in und neben dem Bette zu wohnen, verordnet hat, und so geschieht es denn auch; und daraus sieht er denn auch, daß es mit seinem Heckmännchen stockt.

G. Ha! ha! ha! Da geh er hin, Vetter Hans, mit seinem Heckmännchen!

H. Hm! das ist doch sonderbar!

B. Und wenn ich ihm die Wahrheit sagen soll, so hat er nicht einmal ein ächtes Heckmännchen; denn eigentlich giebt man die Puppen der Goldkäfer für die wahren Heckmännchen aus.

H. Die Puppen! was sind das?

 B. Wenn

B. Wenn ich ihm das deutlich machen soll, so muß ich ein Bischen weit ausholen. Sieht er, fast alle Insekten müssen 3 Verwandlungen ausstehen, ehe sie vollkommene Insekten werden. Aus den Insekteneyern nämlich entstehen Raupen oder Larven, aus diesen werden Puppen oder Nymphen und aus diesen kömmt denn endlich das vollkommene Insekt hervor. Wenn er diese Verwandlungen beobachten will, so darf er nur die erste beste Raupe nehmen, und sie mit dem Kraute füttern, worauf er sie findet. Die Raupe wird, wenn er ihr alle Tage frisches Futter giebt, anfangs ihren Balg etlichemal ablegen, dann sich in eine eyrunde Hülse verwandeln, und wird todt scheinen. Nach einiger Zeit aber wird aus dieser Hülse, welche man die Puppe nennt, ein ganz vollkommener Schmetterling oder Milchdieb heraus kommen. Auf ähnliche Art ist es mit den Fliegen, mit den Bienen, mit den Flöhen, mit den Maykäfern und mit seinen Heckmännchen. Das Weibchen von seinem Heckmännchen legt nämlich kleine weiße Eyerchen. Was aus denselben kriecht sind kleine weiße Raupen, die man auch Larven oder Maden nennt. Diese leben nun gar gern in Ameisenhaufen, und nähren sich da von dem, was die Ameisen eintragen, sonst aber auch, von Wurzeln, Blättern, halb verfaulten Zweigen und dergleichen Dingen. Zu Ende des Junius macht sich eine solche Larve ein Gehäuse von allerhand Zeug aus den Ameisenhaufen, das sie mit einem Leim oder Kitte, den sie von sich giebt, fest zusammenklebt, und wird in diesem Gehäuse zur Puppe. Dieß ist denn nun das eigentliche

Heck-

Heckmännchen, das man auch sonst den Ameisenkönig zu nennen pflegt. Aus dieser Puppe kriecht nun im Julius der schöne grüne, und wie Gold glänzende Kaiser hervor, der sich alsdann, wenn er ausgeflogen ist, am liebsten an den Eichen, und an dem Safte der Weidenstämme aufhält. Er hat einen kleinen Goldkäfer; es giebt aber welche, die fast so groß, wie ein Maykäfer sind.

G. Das Ding läßt sich hören.

H. Aber mir hat doch das Thier geholfen.

B. So viel als dem Fleischer Jobsen in Jochenshaußen, den ich heute mit sammt seinen drey Heckmännchen, die er hat, eine Citation ins Amt bringen will, wegen seines Concurses, den er vorige Woche angegeben hat.

H. Was? Der Fleischer Jobsen hat Bankrut gemacht? Nun so schlage Pulver und Bley in die Heckmännchen! Der Kerl ist mir 60 Rthlr schuldig. Da liegst du Kröte! (Er wirft das Schächtelchen mit dem Goldkäfer auf die Erde, stampft es mit den Füßen in 1000 Stücken, und geht zur Thür hinaus.)

G. Der arme Schelm dauert mich, der ist handgreiflich genug von seinem Aberglauben bekehrt worden.

Eilftes Gespräch.

Vom Gewitter, Blitz, Hagel, von den abergläubischen Donnerkeilen und von der Electricität.

(Im Julius.)

Der Herr Schulmeister, Nachbar Michel, der Wirth und der Bote.

M. Ach Herr Schulmeister, Herr Schulmeister, das ist ja ein Wetter, wie wenn die Welt untergehen sollte. Der Himmel thut sich ja alle Augenblicke so weit auf, wie unsere Kirchthüre! Das geht ja Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag! Gott sey uns armen Sündern gnädig! Ich war nicht mehr im Stande auf einem Flekke zu bleiben, so angst und bange wurde mir; ich zittre noch immer am ganzen Leibe, wie Aspenlaub; und meine arme Frau liegt drüben auf dem Tische, und hält die Schürze vor die Augen, daß sie den Blitz nicht sieht! Sie sagte: Ach Michel, lauf nur geschwind in die Schenke, und höre, was die Leute zu dem schwerem Gewitter sagen, ich denke immer der jüngste Tag ist vor der Thür.

S. Ja wohl ist es ein starkes Gewitter, Nachbar Michel! Wenn nur der gute Bote erst da wäre, der wird mitten in das Wetter gekommen seyn; der arme Mann dauert mich gar zu sehr. Ich dachte, er wäre schon da.

W. Für den Boten lassen sie sich nicht leid seyn,

Herr

Herr Schulmeister, der macht sich aus dem Regen wenig, und vor dem Bliz weiß er sich auch schon zu sichern. O seht einmal, da ist er ja schon! Willkommen, willkommen Herr Gevatter!

B. Guten Tag, Hr. Schulmeister, guten Tag ihr Leutchen! Das war ein starker Gewitterregen! Bin ich doch durch und durch so naß, wie eine gebadete Maus.

S. Wir bedauerten ihn so eben.

M. Ich denke, heute soll ihm das Disputiren vergehen, Herr Bote!

B. Und warum? Ich glaube so ein Opfer muß man gern bringen, wenn dabey so vielen Menschen geholfen wird. Es ist wahr, ich bin sehr beregnet worden, und die Blitze tanzten links und rechts, wie die Mücken um mich herum. Allein deswegen murre ich doch nicht; denn mein Zeug wird bald wieder trocken seyn, und unter dem freyen Himmel braucht man sich auch eben nicht vor dem Blitze zu fürchten. Glaubt er denn nicht, daß dieß Gewitter eine große Wohlthat Gottes ist?

M. Da haben wirs ja! Seht an, da lobt er uns auch das Gewitter! Eine Strafe Gottes, aber keine Wohlthat Gottes ist es, wenn er es wissen will, Herr! Bald wird er uns auch die Ottern, und Kröten, und die Eulen und Sperber und Sperlinge, und die Maulwürfe und Ratten, und die Raupen und Schnaken und Mücken und Ameisen und wie das Ungezieser alle heißt, loben. Nicht wahr, das sind auch gar artige, gute Thierchen?

B. Und warum nicht? Es sind Geschöpfe Got-

tes, und alles, was Gott gemacht hat, ist ja gut, wie in der Bibel steht. Wenn wir nur immer wüßten, wozu alles gut wäre?

S. Da hat er Recht! Alles was Gott gemacht hat, ist gut! Und wenn wir nur über die Dinge in der Natur mehr nachdächten, und sie sorgfältiger beobachteten, so würden wir auch bald finden, wozu alles gut wäre.

M. Ja, ja geben sie ihm nur auch noch Recht in seinen Grillen, so wird er uns bald noch weiß machen wollen, daß schwarz weiß und weiß schwarz sey, und über lang oder kurz hält er uns denn auch noch eine Lobrede auf den Gott sey bey uns!

B. O Michel, was redt er für Zeug? Warum soll ich denn das Gewitter nicht loben? Wenn er nur ein klein wenig nachdenken wollte, so würde er sogleich von selbst finden, daß es eine wahre Wohlthat Gottes sey. Aber vor allen Dingen, Herr Gevatter, erlaube er mir ein Bischen in seine Kammer zu gehen, damit ich die nassen Kleider von mir werfen kann; alsdann will ich Nachbar Micheln antworten.

W. Herzlich gerne. (beyde gehen ab)

S. Aber, Michel, so viel sollte er doch mit seinen zwey Augen bemerkt haben, daß uns Gott durch die Gewitter gar viel Gutes erzeiget. Wird nicht durch den Donner die Erde erschüttert und fruchtbar gemacht? Macht nicht ein warmer Regen, daß alles, Gras und Kraut und Getreide, und alle Bäume und Stauden erquickt und erfrischt werden? O wie wird morgen seine

Grum-

Grummetwiese, die auf der dürren Heide neben dem Hölzchen liegt, so schön grün geworden seyn, und unsre Krautpflanzen, die alle den Kopf hiengen und verdorren wollten, wie werden sie morgen so keck und Kerzen gerade stehen, daß man seine Lust daran sehen wird? Und von wie vielen schädlichen Dünsten, woraus Krankheiten und allerhand Uebel entstehen, wird nicht die Luft gereiniget, und wie heiter und froh wird nicht der ganze Mensch nach einem Gewitter, wenn er vorher so schläfrig und träge war, daß er kein Glied bewegen mochte?

M. O das kann wohl alles seyn; aber wo wollen sie denn mit dem Hagel hin, der oft ganze Getreidefelder, wie Herel zusammenschlägt; und mit dem Blitze, der oft Menschen und Vieh todtschmettert; und Häuser, und Dörfer und Städte in die Asche legt?

S. Das scheint nun wohl ein wichtiger Einwurf zu seyn; aber wenn man ihn beym Lichte besiehet, so ist er es doch eigentlich nicht. Denn im Grunde kommen diese kleinen Uebel gar nicht in Betrachtung gegen das viele Gute, das die Gewitter stiften. Wie viele verhagelte Felder und durch den Blitz abgebrannte Dörfer und Städte kann er denn in einem Jahre zählen? und kann er mir denn nur ein einziges Dorf nennen, wo die Leute des Hagels wegen hätten Hungers sterben müssen? oder weiß er denn ein Dorf, das durch Einschlagen des Wetters abgebrannt wäre, und das nicht wieder hätte können aufgebaut werden, wenn die Leute nämlich die Hände nicht in die Schooß gelegt haben, oder blos mit Brandbriefen im Lande herumgezogen sind, sondern dafür nach-

gedacht und gearbeitet haben. Es ist nun einmal die Einrichtung in der Natur so, die nicht abgeändert werden kann, daß wenn wir den unübersehbaren Segen, den die Gewitter ertheilen, genießen wollen, wir auch zuweilen Hagelwetter und Einschlagen des Blitzes leiden müssen. Denn daß er seine Teiche und unsere Mühle nicht entbehren möchte, das weiß ich doch gewiß?

M. Das versteht sich am Rande; denn wo wollte ich denn sonst Fische und Krebse herkriegen, und wo wollten denn die Leute Mehl zu Brod und Ku en herbekommen, wenn wir keine Mühle hätten?

Schulm. Gut! a er ist er denn sicher, daß nicht eins von seinen Kindern in einen Teich, oder ins Wasser stürzen und ersaufen könne.

M. Das ist wahr.

Schulm. Aber eben so ist es mit den Gewittern. Genug, wenn der liebe Gott die Einrichtung gemacht hat, daß der Mensch fast immer diesen Uebeln ausweichen, oder sich wieder aus der Noth heraus reissen kann. Da mir vor zwey Jahren mein Roggenfeld verhagelte, so pflügte ich es geschwind um, und so säete ich Sommerkorn, und Wicken und Hafer und Flachs drauf und bestellte drey Aecker mit Kartoffeln und Krautpflanzen; und so hatte ich fast gar keinen Schaden von dem Hagelwetter, anstatt daß andere Leute, die das nicht thaten, unter denen er denn, mit Erlaubniß! auch war, Nachbar Michel, über Gottes Zorn und Strafen wimmerten und wehklagten U d wenn ich auf dem Felde bin, und es kömmt mir ein Gewitter zu nahe auf den Hals, so lauf

ich

ich nicht, damit ich mich nicht erhitze, und trete auch unter keinen Baum, besonders wenn er dürre Aeste hat, weil ich weiß, daß der Blitz immer gern in die hohe Dinge, wie Thürme und Bäume sind, einschlägt, und so werde ich denn wahrscheinlicherweise auch nicht erschlagen; und wenn ich denn auch vom Blitz erschlagen würde, so weiß ich, daß dieß der sanfteste und geschwindeste Tod ist, den ein Mensch nur sterben kann; und zu seinem Ende soll man ja immer bereit seyn. Wie man aber den Blitz von Kirchen und Häusern abhält, das hat der menschliche Verstand auch schon ausgegrübelt. Er sieht also, daß die Uebel, die mit dem Gewitter verbunden sind, nur Kleinigkeiten sind, gegen das viele Gute, das sie stiften, und daß sie der Mensch, wenn er nachdenkt, fast allemal vermeiden kann.

B. (Der unterdessen wieder gekommen ist). Da haben sie recht, Herr Schulmeister! Fast immer hat auch der liebe Gott die Mittel sich zu helfen sehr nahe gelegt, wenn bey Ertheilung seiner Wohlthaten zuweilen ein Uebel unvermeidlich ist. Wenn die Kinder nicht in den Ziehbrunnen oder Teich fallen sollen, so müssen wir ein Geländer drum machen, und wenn die Leute nicht ins Wasser fallen sollen, so muß die Obrigkeit dafür sorgen, daß gute Brücken und Stege drüber gebaut werden, und wenn ich nicht vom Birnbaum Hals und Beine brechen will, so sehe ich, ehe ich auf denselben steige, ob alle Sproßen an der Leiter gut sind, und halte mich an keinem dürren oder zu dünnem Aste an. So schlug es jetzt dreymal, da ich durch den Thüringerwald

 gieng

gieng, neben mir in Bäume ein, die am Wege standen, wenn ich nun nicht Achtung gegeben hätte, wo der Blitz gewöhnlich seinen Weg hinnähme, und nicht gewußt hätte, daß es gefährlich sey, bey einem nahen Gewitter unter die Bäume zu treten, so wäre ich vielleicht erschlagen worden; und so fuhr der Blitz sonst fast alle Jahre einmal in Donnerhausen in das alte Schloß oder in den Kirchthurm; jetzt aber hört man davon nichts mehr, seit dem der junge gnädige Herr einen Blitzableiter aufs Schloß und die Kirche hat setzen lassen.

M. Ists doch beynahe, als wenn man das Ding glauben müßte. Aber, damit wir nicht das Beste vergessen. Kann er mir denn die Gegend nicht ein Bischen genauer beschreiben, wo es so eben eingeschlagen hat, da will ich mir halt schon so etwas für das Einschlagen holen, das besser ist, als dem jungen Hr. von Denker sein Blitzableiter.

B. Und was denn?

M. Die Donnerkeile, die da in die Erde gefahren sind, will ich ausgraben.

Schulm. Glaubt er denn im Ernste, daß es mit solchen Donnerkeilen einschlägt, welche die Leute dafür ausgeben.

M. Und warum nicht? das wird er mir doch nicht etwa auch abdisputiren wollen? Geduld, ihr sollt gleich anders pfeiffen. Nachbar Christoph hat zwey Sorten Donnerkeile, die er ausgeackert hat, diese will ich holen, und ihr Herrn sollt sehen, daß ich auch einmal gewinnen will. (geht weg).

W. Das

W. Das ist wahr, bey Nachbar Micheln ist aller Aberglaube zu Hause, er mag Namen haben, wie er will.

Schulm. Und wie soll man einem solchen Manne nur das Unkraut aus dem Kopfe bringen, da es so tief Wurzel geschlagen hat.

B. Nur hübsch piano, Herr Schulmeister. Ich will doch versuchen, wenn ich wieder komme, wie ich ihn zurecht bringe.

M. (außer Athem). Nun ihr Herrn, was ist denn das? Jetzt sollen euch doch einmal die Mäuler gestopft werden. Das ist 1) ein rechter und das ist 2) ein linker Donnerkeil, mit jenem schlägt es warm ein,

1 2

und mit diesem kalt. Nun wie stehts, hat eure Gelehrsamkeit ein Loch bekommen? (Alle lachen)

B. So stehts, Michel: mit jenem schlägts nicht warm ein, und mit diesem nicht kalt. Das was er da bringt, sind weiter nichts als Steine. Die eine Art 1) ist eine Streitaxt, die die alten Völker, aus Kieselsteinen verfertigten und sich damit gegen ihre Feinde wehrten, und von dieser Sorte giebt es auch noch steinerne Beile, Hämmer und andere Werkzeuge, die aus der Erde ausgegraben werden; und das andere 2) ist eine Versteinerung von einem gewissen Seethier. Diese letztere Art Steine nennt man Belemniten. Sie entstehen auf die Art, wie die versteinerten Muscheln und Schnecken,

die

die man in den Steinbrüchen ausgräbt, und wie die abgedruckten Fische, die man in den Bergwerken im Schiefer findet.

M. Ha, ha, ha! Ueber die Possen! Noch gelehrter hätte es geklungen, wenn er gesagt hätte, das erste ist eine steinerne Leber, und das andere ein versteinerter Finger. Prost die Mahlzeit! Solche Historien mach er einem andern weiß. (Geht ab mit seinen Donnerkeilen.)

B. (ruft nach) Wenn ich wieder komme, wollen wir die Sache ins Reine bringen, Michel! Ich denke doch, ich will ihn noch bekehren.

Zwölftes Gespräch.

(Fortsetzung des vorhergehenden.)

Michel. Bote. Wirth.

M. Aber das laß ich mir nicht ausreden, Herr Bote, er kann mehr als Brod essen.

B. Da hat er Recht, Michel, ich kann auch Bratwürste essen, und Aschkuchen und Blättergebacknes, wenn ich's habe.

M. So versteh ich das Ding nicht, ich kann nur nicht begreifen, woher er so klug und gescheut geworden ist, daß er alles erklären kann.

B. Von großer Weisheit wollen wir eben nicht reden,

reden, Nachbar Michel; aber das Bischen, was ich denn weiß, habe ich meinem Nachdenken und vorzüglich verschiedenen klugen Leuten zu danken, die ich auf meiner Reise gesprochen habe.

M. Die müssen nicht auf den Kopf gefallen gewesen seyn, denn er weiß ja von allen Dingen Red' und Antwort zu geben. Ich weiß von allem, was kein Mist oder eine Katze oder ein Pferd ist, soviel als die Kuh vom Sonntage *). Wenn's donnert, so denke ich, der liebe Gott müßte auch so etwas haben, womit er im Himmel auf dem Boden herum rasselte, wie wir mit unsern Heuwagen auf der großen Brücke, und wenn's sonst einschlug und der Blitz die Fenster und Oefen zerschmetterte und die Balken zerspaltete, so konnte ich nichts anders denken, als unser Herr Gott müßte in der Geschwindigkeit eine Axt oder ein Beil vom Himmel herunter werfen, weil ich nur mit solchen Instrumenten das Holz und dergleichen Dinge auseinander treiben kann. Daß er es nur weiß, ich glaube nun, daß Nachbar Christophs Donnerkeile weiter nichts sind, als der eine eine Streitaxt, und der andere eine Versteinerung, und daß es alberne Possen sind, wenn die Leute sagen, die Donnerkeile, die in die Erde fahren, kämen alle sieben Jahre herauf, daß man sie ausackern und finden könnte. Unser Herr Pfarrer, den ich unsern Disput auf dem Kirchwege erzählte sagte das nämliche.

B. Das freut mich, daß er bekehrt ist.

M. Aber damit ich mit der ganzen Geschichte ins

Reine

*) Soviel als gar nichts.

Reine komme, so muß er mir auch sagen, was es nun eigentlich mit dem Blitz und Donner für eine Bewandniß hat, daß er so erschreckliche Dinge verrichten kann, ohne daß die Donnerkeile mit ins Spiel kommen.

W. Ja das kann ich auch nicht so recht aufs Korn kriegen *). Ich gebe auch einen Zuhörer ab.

B. So viel ich habe, will ich auftischen. Aber da muß ich sagen, es ist kein Kirschessen, Michel, aufpassen muß er?

M. O ja, ich will aufspannen, wie ein Hechelmann **).

B. Also zum Werk. Seht, wenn ich euch erklären soll, was es mit dem Blitz und Donner für eine Bewandniß hat, so muß ich euch vor allen Dingen etwas von der Elektricität erzählen.

M. Was Kukuck ist das?

B. Hier will ich diese Stange Siegellack nehmen und sie ein Weilchen mit dem wollenen Tuche von meinem Rockzipfel reiben. Heisa! Sieht er, Michel, wie die kleinen Stückchen Papier tanzen, wenn ich mit dem Siegellacke in einer kleinen Entfernung drüber hinfahre, jetzt angezogen, und darauf wieder weggestossen werden.

M. Ey das ist doch lustig anzusehen.

B. Eben das thut auch das Glas, der Schwefel und der Bernstein, und das Glas fängt im Dunkeln auch wohl zu leuchten an, wenn es trocken ist und stark gerieben wird. Beym Bernstein hat man nun zuerst bemerkt, daß

*) deutlich einsehen.
**) Ich will sehr aufmerksam seyn.

daß er kleine Körper anzieht und wieder zurückstößt; da nun diesen die Herrn Lateiner Elektrum heißen, so hat man daher alle Dinge, die das nämliche thun, elektrisch genennt.

W. Das läßt sich hören.

V. Aber das ist noch nicht genug. Nicht alle Körper werden durchs Reiben elektrisch. Ihr könnt ein Stückchen Eisen so lange reiben, als ihr wollt; es wird weder kleine Papierstückchen anziehen, noch im Dunkeln leuchten. Legt man aber ein eisernes Stäbchen auf Siegellack und läßt es mit dem einen Ende eine geriebene gläserne Röhre oder Kugel berühren, sobekömmt es ebenfalls die Eigenschaft leichte Dinge an sich zu ziehen, und wenn man mit dem Finger dran kömmt, so fährt ein Funke heraus, und an dem Finger fühlt man einen Stich, wie von einer Stechfliege.

M. Das wäre doch curios.

V. Das nämliche thun nun alle Metalle, daß sie durch die Berührung eines andern elektrischen Körpers, als Glas, Harz und Schwefel, auch elektrisch werden. Und man hat also Körper, die an sich oder von Natur elektrisch sind, und wieder andere, die es erst durch die Mittheilung von jenen werden oder die elektrisch gemacht werden müssen.

W. Und nun läßt sich leicht errathen, was die Elektricität ist? Denn das kann nun nichts anders seyn, als die Eigenschaft, die die Körper haben, daß einige von ihnen entweder an sich, eigenthümlich und andere durch die Mittheilung elektrisch sind.

V. Nichts

B. Nichts anders. Dabey aber haben es nun die Gelehrten, die immer weiter nachgrübeln, nicht bewenden lassen, sondern sie haben auch Proben mit solchen Körpern im Großen gemacht; und daher sind die Elektrisirmaschinen entstanden Solche Maschinen müßt ihr nun wohl schon bey unsern Herrn Amtmann und Pfarrer gesehen haben?

W. O ja, diese Blitzmaschine kenne ich sehr gut, unser Herr Pfarrer hat sie auf der Studierstube.

M. Ha, ha! Das Ding womit er manchmal die Leute neckt, daß sie einen Schlag bekommen, wenn sie dran greifen

B. Ganz Recht. An dieser Maschine sind die vorzüglichsten Stücke eine gläserne Scheibe oder Kugel, welche zwischen einem Kissen gerieben wird, und eine meßingene Röhre, die das Glas berührt. Dreht man nun vermittelst einer Kurbel die gläserne Kugel oder Glasscheibe um, so wird sie elektrisch, und theilt ihre Elektricität der metallenen Röhre mit; kömmt alsdann jemand mit dem Finger dran, so fährt ein Funke heraus, der wie eine Nadel sticht, Ja man kann auch große gläserne Flaschen von solcher elektrischen Materie voll füllen, und ist damit im Stande Schießpulver und Brantwein anzuzünden, und einen Ochsen auf der Stelle mausetod zu schlagen. So habe ich in Cassel eine Elektrisirmaschine gesehen, von der mir erzählt wurde, daß man damit eine Stunde weit einen pohlnischen Ochsen todt schlagen könnte.

M. Bewahre der Himmel! Das muß ja gar sonder-

bar

bar anzusehen seyn! und wenn ich das einmal mit ansehen könnte, ich glaube, ich gäbe selbst einen Ochsen aus meinem Stalle darzu her.

W. O so ganz unerhört ist das nicht. Ich weiß, daß man mit unsers Herrn Amtmann seiner auch Hunde und Katzen todschlagen kann; wenn er also will, Michel, so kann er das Vergnügen haben, und seinen besten Hammel in einem Augenblick durch diese Maschine sterben sehen.

B. Da kann ers also sehen.

M. Das Ding ist ganz unbegreiflich.

B. Ohngefähr so unbegreiflich, als es den Leuten mag vorgekommen seyn, die die erste Flinte, welche mit Schießpulver geladen war, knallen hörten, und auch weiter nichts, als schwarze Körnchen sahen. Jetzt finden die Franzosen nichts unbegreifliches mehr darinnen, wenn die Bomben geflogen kommen, und knallen, daß die Erde wie bey einem Erdbeben bebt.

Dreyzehntes Gespräch.

Fortsetzung des Vorhergehenden.

Bote. Michel. Wirth.

B. Guten Tag! guten Tag! das freut mich, daß ich die beyden Leutchen einmal zusammen antreffe! Da können wir ja unsern alten Discurs heute endigen.

(Legt die Ranze hin) Nun, wie sieht's aus, hat er sich vom Herrn Amtmann einen Hammel tod elektrisiren lassen?

M. Das wohl nicht; denn da die erste Hitze vorbey war, so dauerte mich das Thier doch, und ein lebendiger Hammel ist mir doch lieber, als ein todter, besonders wenn man ihn nicht in Topf stecken kann; allein ich glaube demohngeachtet alles, was er mir von der Elektricität, oder wie das Ding hieß, erzählt hat. Ich mußte mich vorige Woche meiner Frauen Schwester zum Vormunde im Amte bestätigen lassen. Nach dem Amtstage sagte ich zum Herrn Amtmann, ich hätte gehört, daß er eine so schöne Elektrisirmaschine hätte, woran man sich den Donner und Blitz erklären könne, ob er nicht wollte so gütig seyn, nnd sie mir ein Bischen zeigen. Unser Herr Amtmann, der, wie er weiß, ein gar guter und gefälliger Mann ist, und der sich allemal herzlich freut, wenn die Leute klüger und gescheuter werden wollen, sagte sogleich: Ja. Kommt alle herein, ihr Leute, rief er, wenn ihr etwas sehen wollt, worüber ihr Maul und Nase aufsperren werdet, und nahm die Leute alle zusammen, die im Amte gewesen waren, mit sich auf seine Studierstube. Da stand denn die Elektrisirmaschine, wie eine Scheerenschleifers Karre, mitten in der Stube. Nun wollt ihr sehen, sagte er, da er sein Bündel Akten auf den Schreibpult gelegt hatte, was für eine große Kraft in diesem Dinge steckt, so stellt euch einmal in alle in einem Kreis herum, und faßt einander an, wie wenn ihr einen deutschen Tanz um eure

re Dorflinde herum machen wolltet. Gut! es geschah. Unser Herr Schultheiß mußte oben antreten und ein Kettchen in die Hand nehmen, das an der Elektrisirmaschine befestigt war. Ich stand ihm gegenüber auf der andern Seite. Nun wollt ihr einen starken oder einen schwachen Schlag haben, rief der Herr Amtmann, der immer einstweilen an der Kurbel drehte, damit das Glas an dem Kißchen gerieben wurde. Keinen, schrie die Frau Heimbürgern, der schon das Herz vor Angst in der Kniekehle lag, und wollte davon laufen; aber es half nichts, sie mußte Halt machen. Einen starken Schlag, rief der Herr Schultheiß, der schon etwas Bescheid um die Sache wußte. Nun gab mir der Herr Amtmann einen Drath in die Hand, und ich mußte damit an die messingene Röhre, die an das Glas stieß, rühren. Knicks! gieng's, ein großer Funke fuhr heraus, und unsere Frau Heimbürgern knickte zusammen, wie ein altes Taschenmesser. Alle Bauern stunden so stumm, wie die Fische, da, und guckten einander an. Es war, wie wenn wir alle mit einem derben Stock einen Schlag auf den Arm bekommen hätten, und keiner hatte doch einen Stock oder sonst etwas gesehen. Da wir uns aber von dem kleinen Schrecken und der großen Verwunderung wieder erholt hatten, fiengen wir alle an laut auf zu lachen, die Frau Heimbürgern mußte par Compagnie auch mit lachen, und der Herr Amtmann wollte sich ausschütten.

B. Das war brav von unserm Herrn Amtmann, daß er euch das alles so schön gezeigt hat.

M. O, es ist ein gar lieber, guter Mann.

V. Hat er denn das Knistern gehört, wie er an die Röhre mit dem Drathe kam?

M. O ja, gar deutlich.

V. Das ist nun bey einem Gewitter der Donner. Und hat er den Funken gesehen, der aus der Röhre fuhr, wie er mit dem Drathe dran rührte?

M. O es fuhr ein sehr starker Funke heraus.

V. Das ist der Blitz. Und hat er denn den Schlag gefühlt?

M. Ja wohl, ja wohl!

V. Eine ähnliche, aber weit größere Wirkung bringt der Blitz hervor, wenn es einschlägt, oder jemand durch denselben erschlagen wird.

Braucht nun also der liebe Gott noch im Himmel herum zu rumpeln, wenn es donnert, Michel? oder eine Axt herunter zu werfen, wenns einschlagen soll?

M. O bey Leib und Leben nicht! Hier sahen wir ja alles klar und deutlich.

V. Gar recht. Denn alles was der Herr Amtmann hier nur im Kleinen gethan hat, das thüt der liebe Gott bey einem Gewitter im Großen!

W. Aber nur nicht mit einer Elektrisirmaschine, wie der Herr Amtmann!

M. Bewahre der Himmel.

W. Wie aber denn? das möchte ich so recht aus dem Grunde heraus wissen, Herr Gevatter!

V. So! In der Luft ist überall elekterische Materie

rie vertheilt. Diese sammlet sich nun hie und da, besonders aber in den Wolken.

W. Alles gut.

V. Nun giebt es auch sehr viele brennbare Dünste, die aus der Erde in die Luft steigen, oben in der kalten Luft sich dichter zusammen ziehen, und so wie die wässerigen Dünste, Wolken bilden. Wenn sich nun in einer Wolke viel elektrische Materie gesammlet hat, so zieht diese die nächsten Wolken an sich, und wenn nun unter diesen eine ist, die keine, oder wenig elektrische Materie, aber desto mehr brennbare Dünste hat, so fährt die brennbare Materie aus derelektrischen Wolke, wie ein Feuerklumpen heraus, und entzündet die brennbaren Dünste.

W. Das wäre also wohl der Blitz?

V. Richtig! Wenn die elektrische Materie ausströmt, und die brennbaren Dünste dadurch dadurch entzündet werden, so sagen wir: Es blitzet.

W. Und der Knall, der dabey entsteht, wenn die elektrische Materie die brennbaren Dünste entzündet, das ist der Donner.

V. Und das gar zu starke und lange Rumpeln besonders in bergigen Gegenden, verursacht der häufige Wiederschall.

M. Nun ist mir das Räthsel gelößt. Im kleinen war also an des Herrn Amtmanns Maschine das Knistern, wie ich mit dem Drath an die Röhre kam, der herausfuhr, der Blitz.

V. Nichts anders.

M. Aber da sollte es ja auch allemal sogleich mit dem Blitze donnern; dies ist ja aber nicht?

W. Das braucht es eben nicht, Michel. Hat er denn noch keinen Jäger von weiten schiessen sehen?

M. O ja, vielmal.

W. Was geschah denn da? Sah' er nicht das Feuer und den Rauch viel eher, als er den Schuß selbst hörte?

M. Richtig! oder wenn man von weiten jemanden Holz spalten sieht, so hört man auch den Schall erst dann, wenn der Holzspalter das Beil schon wieder in die Höhe gehoben hat.

B. Gut! Es donnert also auch sogleich in demselben Augenblicke, in welchem die elektrische Materie aus einer Wolke herausfährt, aber wir hören es nur später, als wir den Blitz sehen, weil der Schall später zu unsern Ohren kömmt, als das Licht zu unsern Augen.

M. Aber es blitzt ja auch, ohne daß es donnert?

B. O ja! Das kömmt aber daher, weil alsdann alles, was ich ihm vom Blitz und Donner gesagt habe, in einer solchen Höhe und Entfernung von uns geschieht, daß wir den Donner nicht hören können. Wir nennen dieß das Wetterleuchten.

W. Also beym Wetterleuchten donnert es auch?

B. Allerdings! Nur blitzt es so weit von uns, daß wir den Donner nicht hören können. Denn wir können ein mäßiges Feuer immer weiter sehen, als wir den stärksten Knall von einer Kanone hören. Wir

sehen

sehen z. B. das große Feuer, die Sonne, das so viele tausend Meilen von uns entfernt ist, und die ganze Erde erwärmt; deßwegen hören wir es aber weder knickern noch knackern; denn wenn es solches Feuer ist, wie wir es auf unsrer Erde haben, so mag es wohl nicht ohne Knallen und Krachen abgehen.

W. Um den Rhein herum mag es jetzt auch nicht übel donnern und blitzen!

M. Und einschlagen darzu!

Vierzehntes Gespräch.

Vom Bilsenmäher.

(Im August.)

Bote. Wirth. Ein Schnitter.

B. Wie sieht es auf dem Felde aus, Freund! giebts viele Schocke?

S. Schocke noch so ziemlich, aber obs viele Körner geben wird, das ist eine andere Frage.

W. Und warum das? Mein Roggen steht zwar nicht

nicht gar zu dichte, aber ich glaube, er soll doch gut ins Maas geben; er ist recht vollkörnig.

S. Ihn mag wohl das Unglück nicht betroffen haben?

V. Ist denn das Getraide hier auch verhagelt?

W. Kein Halm.

S. Vor dem Hagel hat uns wohl der liebe Gott behütet, wenn uns nur die Bilsenmäher *) vom Halse geblieben wären?

V. Was zum Kuckuck sind das, Bilsenmäher?

S. Er ist ein Thüringer und weiß das nicht? In Thüringen sind sie ja eben zu Hause.

W. Ha! ha! ha!

V. Was sind es denn nur eigentlich für Geschöpfe?

S. Schöne Geschöpfe, Hexen und Hexenmeister!

V. Das wäre ja erschrecklich!

S. Ja wohl, schrecklich genug! Sie haben durch unser Winterfeld grade durch einen Weg anderthalb Fuß breit geschnitten, und das Getraide ist, wie von der Erde wegbalbirt. Da binden sie sich eine Art von Hexensensen an die Beine und damit wandern sie dann durch das Getraide und schneiden die Halmen von der Erde wie mit einem Scheermesser weg.

V. Das sind verwünschte Hexen! Ist denn dieß aber so ein großes Unglück, da trägt es ohngefähr auf einen Ackereinen Arm voll Getraide? Das ist doch noch eben kein Mißwachs.

 S. Ja

*) Auch Pilsenschnitter, Binsenschnitter.

S. Ja wenns dieß alles wäre. Aber hinter den Arm voll Getraide ziehen sich nun vom ganzen Acker so viele Körner her, daß diese Unterthanen vom Gott sey bey uns! so viel aus demselben ausdreschen, als sie das ganze Jahr hindurch zu ihrer Leibes Nahrung und Nothdurft bedürfen, und auch noch davon verkaufen können. Ist denn das kein Schade? Und das weiß er Herr Wirth, in unserm Dorfe und in der Nachbarschaft giebts nicht wenige solcher feinen Zeisige.

W. Zeisige genug auf den Erlenbäumen, aber diese machen, so viel ich weiß, keine Wege ins Getraide. Hat er denn schon wieder vergessen, was unser Herr Pfarrer vor 14 Tagen sagte, da er darüber predigte: „Was es eigentlich heiße, Christus habe des Teufels Reich zerstöhret?“ Wie kann er nur noch solche albernе Possen von Hexen im Kopfe haben?

S. Da muß ich nicht in der Kirche gewesen seyn.

W. Und wie kann er denn nur glauben, daß aus einer Aehre mehr Körner fallen sollen, als ihrer drinne stecken!

S. Je was kann der Tausendkünstler, der Teufel nicht! Denn Hexen und Teufel, ist Maus wie Mutter *).

W. Vor 50 Jahren konnte man wohl so etwas vorbringen, aber jetzt kömmt er zu spät mit seiner Schnurre. Die Welt ist jetzt viel klüger und vernünftiger geworden Damit ich ihm aber kurz meine Meynung sage, so höre er, wenn ihm ein einziges Körnchen in den Gar-

*) Einerley.

Garben, die er in die Scheune bringt, und die ihm die Mäuse nicht ausfressen, fehlt, wenn er sie ausdrischt, so soll er meine ganze Erndte haben. Und weiß er denn was das eigentlich für Hexenmeister sind, die die glatten Wege durchs Getraide machen?

S. Die Bilsenmäher.

B. Mit seinen Bilsenmähern! Hasen sind es. Diese machen sich solche Wege, um ihren Geschäfften desto bequemer nachgehen zu können. Es ist freylich eine curiose Sache, aber solcher curiosen Dinge findet man mehrere in der Natur, wenn man sich gewöhnt hat, die Augen in derselben auf zu thun. Es ist, wie wenn sich alle Hasen in einer Flur, zu einer so gemeinschafftlichen Arbeit verabredet hätten, um nur eine oder höchstens zwey Straßen durch das Getraide zu machen, und dadurch dem Landmann desto weniger zur Last zu fallen.

W. Das glaub ich auch. Ich habe oft den Jäger an den Eingängen solcher Wege stehen sehen, der hat es vielleicht abgewartet, wenn einer die Straße herspatzirt käme, um ihn aufs Korn zu nehmen.

B. Ganz recht! Er hat, wie es in der Jägersprache heißt, auf den Anstand gestanden, um diejenigen Hasen, die nach den Wiesen und Kohlfeldern gehen, zu erlegen.

S. Das hab ich auch öfters gesehen. Also wären diese schädlichen Bilsenmäher Hasen?

B. Nichts anders.

S. Wahrscheinlich wird mirs; denn es begegnen mir immer Hasen an den Orten, wo diese Straße durchs

Getraide

Getraide geht. Aber die Hasen sind auch nicht viel besser, als die Bilsenmäher, denn sie thun nicht allein an der jungen Saat, in den Kohlfeldern, und besonders in unserer Baumschule großen Schaden.

B. Da hat er Recht; wo sie zu stark gehegt werden, da thun sie dem armen Landmann große Plage an. Allein eine vernünftige Herrschafft hegt sie auch nicht zum Schaden ihrer Unterthanen. Und wie er sie von seiner Baumschule abhalten könne, darzu will ich ihm ein herrliches Mittel angeben. Da stecke er etliche Faßreife um dieselbe herum in die Erde, und beschmiere die untere Seite derselben alle 14 Tage mit Schweinefett und Schießpulver, so wird ihm keiner drein gehen. Ihr Leute rechnet auch immer nur den Schaden, den die Thiere thun, aber den Nutzen, den sie stiften, bringt ihr fast niemals in Anschlag. Der Hase ist gar ein nützliches Thier für den Menschen.

S. O ja für die vornehmen Herrn zum Hasenbrätchen. Darnach darf unser einer aber das Maul nicht spitzen.

B. Warum nicht? Es wird ihm ja des Jahrs einmal einen Hasenbraten tragen. Sie sind ja eben nicht theuer. Aber ich kann ihm noch andern Nutzen von denselben sagen, vielleicht kann er etwas für sich davon brauchen. Aus den Haaren werden die schönsten Hüte gemacht, und die Hutmacher beeahlen das Pfund mit einem Ducaten. Wenn man die Haare spinnt, so geben sie Handschuhe, Mützen, Strümpfe und allerhand schöne Zeuge. In langwierigen Krankheiten ver-

hin-

hindern die Bälge das Wundliegen. Die Hinterfüße gebrauchen die Goldschmiede zu Glättung des Silbers, und jedermann kann sich derselben als eines kleinen Besens bedienen, um Kleinigkeiten damit zu reinigen. Mit dem Fett vertreibt man große Geschwulste, und läßt Schwären und Geschwüre damit erweichen und aufziehen. Sieht er also, daß er doch etwas von Hasen brauchen kann.

W. Aber nun muß ich ihm doch noch von einer andern Art Bilsenmäher etwas sagen, die man Johannesschnitter nennt. Es binden sich nämlich in der Johannisnacht, einfältige, abergläubische Leute Sicheln an die Füße, gehen damit durchs Getraide, und schneiden solche Wege drein, die aber freylich nicht so schön, als die Hasenstraßen sind. Diese einfältigen Leute glauben alsdenn auch, daß sie das ganze Jahr ohne Brodsorgen leben könnten.

B. Sollte man doch nicht meynen, daß es solchen Aberglauben geben könne.

Funfzehntes Gespräch.

Von Hamstern und Feldmäusen.

(Im September.)

Bote. Wirth.

W. Das ist wahr, schöneres Erndtewetter hätten wir nicht haben können, und wenn wir es selbst gemacht hätten.

B. Ja wohl; wer hätte das denken sollen nach dem regenhaften Vorsommer. Drum bleibt es doch immer wahr: Alles, was Gott macht, ist gut, und wenn es auch manchmal nicht so scheint.

W. Da hat er Recht! wenn uns nur in unserer Flur das Ungeziefer nicht so sehr plagte.

B. Wenn er glaubt, daß Gott alles, was er macht, gut mache, so kann er doch unmöglich behaupten, daß er auch Ungeziefer gemacht habe; denn das hieße ja, er habe etwas Böses gemacht.

W. Was Gutes sind doch auch die Hamster nicht!

B. Das scheint ihm wohl so. Wir Menschen sind immer so eigennützig, daß wir alles, was Gott um uns her auf der Erde geschaffen hat, immer darnach beurtheilen, was es uns eigentlich für Nutzen bringt, und alles das, wovon wir nicht augenscheinlichen Vortheil ziehen können, entweder für gleichgültig oder gar schädlich

lich halten. Wo steht denn aber geschrieben, Herr Gevatter, daß uns gleich alles unmittelbar nützen soll? Es giebt ja auch noch andere Geschöpfe auf Gottes schöner Erde, die auch leben und Nutzen von derselben ziehen wollen. Ist es nicht Ehre genug für uns, wenn wir sehen, daß wir die vornehmsten Geschöpfe auf derselben sind, daß alles mehrentheils und vorzüglich zu unserm Nutzen, zu unserm Vergnügen, zu unserer Glückseligkeit da ist, mag es nun auf eine nahe oder entferntere Weise seyn. Der liebe Gott hat gewiß den Hamster nicht umsonst gemacht, dafür bürgt uns schon seine Weisheit und seine Güte. Und wenn wir nur ein Bischen beobachten und nachdenken wollen, so finden wir es auch. Er dient der Wiesel, dem Marder, Ratz (Iltiß), Fuchs, der Katze, dem Uhu, und andern Eulen, den Falken und Habichten zur Nahrung. Ist das nicht Nutzen genug? Seinen Balg verbraucht der Kürschner. Das Fleisch ist auch nicht unschmackhaft, da er sich von lauter guten Dingen nährt, und wird auch von vielen armen Leuten gegessen. Und auch der Schade, den er thut, hat wieder seinen Nutzen. Wie viele arme Leute, die jetzt die Hamsterlöcher ausgraben, haben nicht auf einige Zeit ihr Brod davon? Wenn er nun dieß Getraide, das in diesen Löchern gefunden wird, als eine Allmose ansieht, die er den Hamstergräbern giebt, kann er denn da wohl noch böse auf die Hamster seyn, und sie für Ungeziefer erklären?

W. Das läßt sich ja wohl alles hören; wenn sie nur nicht bey uns so gar häufig wären. Es ist in un-

serm Felde, wie wenn man auf unserm Kirchhof unter den Grabhügeln wäre, eine solche Menge aufgewühlter Hamsterhaufen trifft man an. Glaubt er denn wohl, daß in einem kleinen Bezirke um Gotha herum in einen Herbst einmal 30000 Hamster sind ausgegraben worden? Wenn er nun annimmt, daß ein jeder einen Centner Früchte an Roggen, Waizen, Gersten, Haser, Wicken, Linsen, Leinknoten u. s. w. einträgt, wie es doch wirklich geschieht; ist das nicht ein erstaunender Schade?

B. Das hat seine Richtigkeit. Allein dafür hat der liebe Gott dem Menschen auch Verstand gegeben, daß er Mittel erfinden kann, um den Schaden, wenn er zu groß und drückend wird, abzuwenden. Glaubt er wohl, daß wenn man ernstlich Hand ans Werk legen wollte, daß in kurzer Zeit alle Hamster in seiner Gegend weggeschafft seyn sollten?

W. Das möcht ich doch wissen.

B. Hört er denn jetzt noch, daß die grimmigen Bären, Wölfe und Lüchse, die sonst in unserm Thüringen so häufig waren, noch Schaden in demselben anrichten? (und mit den Füchsen wird es auch bald aus seyn!) hat man diese großen Raubthiere nicht alle auszurotten gewußt? wie viel weniger Mühe wird uns nicht der kleine Hamster machen, der doch weiter nichts ist, als eine große Erdmaus, mit einem bunten Pelze und kurzem Schwanze. Wenn die Obrigkeit auf die Hamstergräber immer ein wachsames Auge hätte, daß sie nicht blos das Getraide wegnähmen, und die Hamster wieder laufen ließen, damit sie das folgende Jahr wieder ernd-

ten

ten könnten, wo sie nicht gesäet haben, so würden sie sich gewiß in kurzer Zeit gar sehr vermindern. Ferner hat man auch allerhand probate Mittelchen, womit man diese Thiere, wenn sie dem Landmann zu großen Schaden zufügen, vertilgen kann. Ich will ihm nur einige der besten erzählen.

Wenn man schönes weißes Waizenmehl uud gepülverte weiße Nießwurz Blätter nimmt, sie mit Honig in einen Teig verwandelt, Kügelchen daraus macht, dieselben trocknet, und in die Löcher wirft; so kann man nach etlichen Tagen die Höhlen zu scharren, und man wird sehen, daß sie nie wieder aufgescharrt werden, und also die Hamster gestorben sind. Wenn man ferner im Frühjahr in der Apotheke für etliche Groschen Mercurium sublimatum kauft, zerdrückt, und in Wasser eine halbe Stunde kocht, alsdann Gerste darzu thut, so viel als das Wasser bedeckt, des andern Tages in jedes Hamsterloch einen Theelöffel voll legt, so werden die Hamster gewiß, da sie diese vergiftete Gerste sehr gern fressen, in etlichen Stunden todt seyn. Vor der Erndte, ehe sie ihre Nahrung häufig finden, kann man sie auch leicht in Töpfen fangen, die man etliche Schritte vor ihrem Bau entfernt in die Erde gräbt, und auf dieselbe eine schwere steinerne Platte aufpaßt. Man nimmt ein Holz, wie eine Gabel gestaltet, und stellt den Stein mit dieser Gabel, an deren spitziges Ende man ein Stückchen Brod gesteckt hat, so auf, wie man die Mäusefallen aufzustellen pflegt, daß nämlich bey Berührung des Brods die Platte niederfällt, und der Hamster in den

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Topf eingesperrt wird. Um den Hamster zu locken, streut man von seiner Höhle an bis zu dem Topfe einige Stückchen Brod. Diese Fallen fangen sehr leicht und gewiß.

Man hat auch eine Maschine erfunden, welche aus einem starken Blasebalge besteht, in dessen Röhre eine Kapsel von durchlöchertem Eisenblech angebracht ist. In diese werden kleine leinene Läppchen, die in Schwefel getaucht sind, gelegt und angezündet. Hierauf steckt man die Röhre des Blasebalgs in das Loch, und bläßt den Schwefeldampf in die Gänge desselben So bald das Loch voller Dampf ist, so wird die Maschine herausgenommen, und dasselbe mit Erde fest verstopft. Der Hamster muß in diesem Dampfe ersticken.

Auf Aeckern, wo das Wasser nicht weit herbey zu holen ist, kann man ihn noch leichter vertilgen. Man verstopft nämlich alle Löcher seines Baues, ausgenommen den schiefen Eingang, wo der große Hause Erde davor liegt. Durch diesen gießt man so viel Eimer Wasser hinein, daß er durch das Wasser verjagt heraus gekrochen kömmt, wo man ihn denn leicht todtschlagen kann. Hierbey ist aber zu beobachten, daß man ja nicht nachlassen darf, einzugießen, wenn anfangs die Höhle gleich voll Wasser zu seyn scheint; denn so bald er Wasser spürt, macht er einen Damm vor den Eingang welcher aber leicht eingeschwemmt wird, wenn man fortfährt einzugießen.

Sieht er, da hat er nun das Auslesen unter den Mitteln, wie er seine Hamster vertilgen kann, und er

kann sich nun das leichteste und wohlfeilste darunter aussuchen. Was aber noch das vorzüglichste ist, so hat man die Erfahrung gemacht, daß die Natur gewöhnlich selbst hilft, wenn sich diese Thiere so stark vermehrt haben, daß sie eine Landplage werden könnten. Eine trockene und kurze Erndte, wo sie nicht genug einsammeln können, und ein anhaltender, langer und abwechselnder Winter, wo es bald sehr kaltes, bald wieder sehr gelindes Wetter ist, macht, daß sie in ihren Löchern Hungers sterben müssen.

Aber damit er nun nicht etwa wirklich Anstalt macht, das ganze Hamstergeschlecht von der Erde durch diese Mittelchen zu vertilgen und auszurotten, so will ich ihn noch auf einen Nutzen aufmerksam machen, auf den die Menschen bey solchen Dingen immer am wenigsten fallen.

W. Und der wäre?

V. Daß man auch aus dem Bau des Körpers des Hamsters und aus seiner Wohnung die große Weisheit und Güte des Schöpfers erkennen kann. Hat er wohl schon bemerkt, was der Hamster für Werkzeuge hat, womit er einen so großen Vorrath Körner in seine Hölen sammlen kann?

W. O ja! große weite Backen, die macht er so voll, daß sie bersten mögten; es sind mir zuweilen welche begegnet, die die Backen so voll hatten, daß sie kaum davor laufen konnten.

V. Beym ersten Anblick scheinen es freylich weiter nichts als weite Backen zu seyn, wenn man aber diese

Backen ein wenig genauer untersuchet, so findet man doch etwas ganz anders. Die ganze innere Kinnlade ist nämlich mit einer weiten Haut überzogen. Diese Haut formt sich zu beyden Seiten in zwey längliche eyrunde Säcke, die 3 Zoll lang und 1 1/2 Zoll breit sind. Auswendig sind diese Säcke, die man auch Backentaschen oder Backenblasen nennt, glänzend glatt, inwendig aber sind sie mit schleimigen Drüschen besetzt; und weiß er wohl worzu die schleimigen Drüschen da sind? damit die eingepreßten, harten nnd spitzigen Körner ihn nicht reiben oder die Haut zerstechen oder ritzen mögen. Ist das nicht weislich eingerichtet?

Sechzehntes Gespräch.

Fortsetzung des vorhergehenden.

Wirth. Bote.

W. Nun erzähl er doch weiter vom Hamster.

B. So hör er denn. Diese Backentaschen, die ich ihm bey unserer letzten Unterredung beschrieb, stopft er mit seinen Vorderpfoten so gedrängt voll, daß man oft alten Hamstern begegnet, die zwey Hände voll Getraide in denselben haben. Und wenn sie sie ausleeren wollen, so drücken sie mit den Vorderfüßen an das hintere Ende jeder Blase, und streichen die Früchte so vorwärts heraus.

W. Wie doch alles so weislich eingerichtet ist!

V. In der Einrichtung seiner Wohnung wird er nun noch mehr die Weisheit des Schöpfers bewundern müssen, der auch bey den geringsten, von uns verachteten Geschöpfen, nichts übersehen hat, was zu ihrer Erhaltung und Glückseligkeit nöthig ist. Jeder Hamster hat eine Grube unter der Erde, in einer Tiefe von 3 bis 10 Schuh angelegt. Zu dieser führen wenigstens 2 Oeffnungen oder Röhren, wovon die eine schräg, die andere senkrecht (gerade) hinunter geht. Die schräge nennt man den Auslauf, weil er von hieraus gewöhnlich ins freye geht, und durch dieselben scharrt er auch mit seinen Pfoten, oder trägt in seinen Backentaschen die Erde und andere Unreinigkeiten weg, welches man an einem großen aufgeworfenen Haufen sieht, der vor derselben liegt. Die andere Röhre heißt das Falloch, ist immer nur ein oder zwey Schuh von jener entfernt, und dient darzu, daß, wenn er mit Beute beladen nach Hause geht, von Menschen oder Hunden verfolgt wird, er sich geschwind hinein stürzen kann. Dieß ist auch die Oeffnung, durch welche er in der Erndtezeit oder sonst, wenn es auf dem Felde in seiner Gegend laut wird, den Kopf heraus steckt, und sich vorher, ehe er seiner Nahrung nachgeht, umsieht, ob es um ihn herum sicher ist, um alsdenn durch die andere Oeffnung ruhig seinem Geschäffte nachgehen zu können. Zwischen diesen beyden Oeffnungen nun befinden sich verschiedene Kammern von der Größe einer Rindsblase und drüber, die alle schön ausgeglättet sind, und worunter eine zur eigentlichen

Wohnung und zum Schlafgemach, eine andere für den Unrath, (denn der Hamster ist außerordentlich reinlich) und die übrigen größern zu Vorrathskammern gebaut sind. Der Vorrathskammern sind drey, vier und fünf, je nachdem die Grube ein alter oder junger Hamster verfertigt hat. So wie nun das Getraide und die Früchte auf dem Felde reif werden, so trägt er von jeder Sorte, so viel er kann, ein, Roggen, Waizen, Gersten, Wicken, Linsen, Leinknoten, Hafer, Mohn, Kartoffeln u. d. g., legt wo möglich alles apart, fügt die Körner dicht zusammen, preßt die weich gewordenen Mohnköpfe fest in einander, und beißt die Keime, die etwa an dem Getraide ausbrechen möchten, sorgfältig ab. Diesen Vorrath geht er nun nicht eher an, bis er nichts mehr auf dem Felde findet, frißt so lange davon bis ihn sein fester Winterschlaf überfällt, und das, was übrig bleibt, zehrt er nach seinem Erwachen vollends auf.

W. Das ist doch artig! Aber was hat es denn eigentlich für eine Bewandniß mit dem Winterschlaf? Ich habe ja gehört, daß die Hamster im Winter, wie todt in ihren Höhlen lägen?

V. Dieß ist ebenfalls wieder eine sehr weise Einrichtung des Schöpfers. Wenn die Natur des Hamsters nicht so eingerichtet wäre, daß er den ganzen Winter hindurch schliefe, sondern, wie die andern kleinern Feldmäuse, sich von der grünen Saat nährte, so würde er freylich ein sehr schädliches Thier seyn. Aber dafür hat denn nun auch der weise und gütige Gott gesorgt. Er hat nämlich dem Hamster kein so warmes Blut gegeben,

ben, wie den meisten andern vierfüßigen Thieren, deßwegen stockt ihm dasselbe in seinen Adern, sobald der erste Schnee fällt. Er verstopft alsdann seine Höhle, damit keine frische Luft zu ihm kommen könne, wird ganz kalt, und man spürt äußerlich weder Athemholen, noch die geringste Bewegung seines Herzens. So bald im März aber die Luft wieder wärmer wird, sobald fängt sein Blut wieder an in den Adern herum zu fließen, und er erwacht aus seinem festen Winterschlaf.

W. Das ist doch eine gar wunderbare Einrichtung; wenn doch die rothgrauen kleinen Feldmäuse mit den kurzen Schwänzchen und Ohren, auch so eingerichtet wären, damit sie an der grünen Wintersaat nicht so großen Schaden thäten.

V. Er meynt doch die kleinen Reutmäuse?

W. Ja.

V. Wenn das seyn sollte, so hätte der liebe Gott auch keine Füchse, Marder, Katzen, Eulen, Mäusefalken, Raben, Krähen, Aelstern, Neuntöder u. d. gl. machen dürfen, denen diese Mäuse vorzüglich zu ihrer Winternahrung angewiesen sind.

W. Da sehe ich wohl, es hat wiederum seine Ursachen, warum diese da sind. Wie doch alles so gar sonderbar zusammen hängt!

V. Wie eine Kette, da greift immer ein Glied ins andere. Und auch die vielen kleinen Löcher, die diese Mäuse in die Erde wühlen, sind nicht ohne Nutzen; denn dadurch, daß der Regen in dieselbe dringt, wird die Erde locker und fruchtbar gemacht.

W. Aber wenn sie nur nicht oft gar zu häufig wären; denn zuweilen sind die Aecker, die im Herbste wie ein Rasen, grün waren, im Frühjahr, wenn der Schnee wegthauet, wie abbalbirt, so sehr haben sie die Saat abgefressen.

B. Alsdann hat schon der menschliche Verstand, wie bey dem Hamster, auf Mittel gedacht, ihre gar zu große Vermehrung zu verhindern.

W. Doch nicht etwa eine Klapperjagd im Winter auf sie anzustellen, wie auf die Hasen.

B. Das wohl nicht; aber statt derselben giebt es gar ein anderes vortreffliches Mittelchen.

Man nimmt nämlich ein Maas Gerstenmehl, pülvert 1 Pfund weiße Nieswurz, 8 Loth Läusekraut, schlägt es durch ein Haarsieb, verwandelt dieß alles mit 1/2 Honig und 1/2 Milch in einen Teig, macht Küchelchen davon in der Größe einer Erbse, wirft sie in die Mäuselöcher, oder auch nur so verlohren auf die Aecker hin. Sie fressen diese süße Küchelchen mit Begierde, werden davon blind, und sterben.

W. Wie viel kostet denn das Mittelchen?

B. Nicht mehr als 8 Gr., und es ist probat.

Und noch ein natürlicher Mittel ist dieses, daß man, wenn der erste Schnee fällt, Baumäste auf die Aecker legt. Auf diese setzen sich die Raben und Krähen, und so wie eine Maus aus ihrem Loche heraus gekrochen kömmt, so fangen sie sie weg.

W. Das wäre ja noch leichter.

Aber nun giebts auch noch eine andere Feldmaus, die

die gerade so groß ist, gerade so lange kahle Ohren, und einen so langen kahlen Schwanz hat, wie die Hausmaus, aber nicht so einen schwärzlichen, sondern einen recht schönen rothbraunen Balg.

B. Haha! die große Feldmaus, die man auch die Waldmaus nennt, weil sie häufig in Eich- und Buchwäldern angetroffen wird.

W. Diese thut nicht allein auf dem Felde Schaden, sondern, damit sie hübsch warm wohnen kann, so läßt sie sich mit den Garben in die Scheune fahren, und frißt da im Winter auch noch das Getraide aus.

B. Dieß Uebel kann er durch ein gar simples Mittelchen verhüten. Wenn er seinen Pansen vorher, ehe er Getraide einlegt, über und über mit Erlenlaub bestreut, so kann er sie damit vertreiben, wie man die Flöhe damit aus den Betten vertreibt; denn sie können den Geruch desselben nicht aushalten, und ziehen sich daher gleich weg. Der Nachbar muß es freylich auch so machen, wenn er den Zuspruch nicht haben will. Und wenn sie nach den Häusern gehen, so kann er sie leicht durch Katzen und Fallen vertilgen.

W. Da sehe ich wohl, ist ja für alles gesorgt.

O ja! und wo wir nicht mehr sorgen können, da sorgt der liebe Gott. Hat er je vom Mäuseregen etwas gehört?

W. Ja wohl! Anno 1780 wimmelte es im Herbste so sehr von Mäusen in unsrer Flur, daß man keinen Schritt thun konnte, wo einen nicht eine Maus begeg-

nete, und da sagten die abergläubischen Leute, es habe Mäuse geregnet.

B. Und weiß er denn, was das für eine Erscheinung gewesen ist?

W. Ich habe es nicht ergründen können.

B. Sieht er, zu manchen Zeiten, wenn sich diese Mäuse so stark vermehren, daß sie gar zu großen Schaden anrichten würden, so lehrt sie ein innerer, angebohrner Trieb sich in so große Heerzüge, wie die Lerchen, zu versammeln und eine Reise anzustellen. Nach der Erndte treten sie eine solche Auswanderung an, marschiren immer gerade aus, steigen über Berge und schwimmen über Flüsse, und verliehren sich so nach und nach, indem sie entweder von Raubthieren und Raubvögeln, Eulen, Füchsen, Mardern, Ratzen, die ihnen nachziehen, gefressen werden, oder ersaufen. Sie ziehen vorzüglich des Nachts. Und wenn man zu solcher Zeit einen Hecht fängt, so ist sein Magen von Mäusen, wie ausgestopft.

W. Das ist ja gar wunderbar?

B. Sieht er, so wundervoll sorgt Gott für uns!

Siebenzehntes Gespräch.

Vom weißen uud schwarzen Kornwurm.

(Im October.)

Wirth. Bote.

W. Es freut mich, daß er kömmt. Es ist mir schon wieder etwas in die Quecere gekommen, wo ich ohne seinen Rath, nicht durchkommen kann. Er hat mich zwar vor einigen Wochen gelehrt, wie man das Getraide im Felde und in der Scheune vor den schädlichen Thieren bewahren könne, und hat dabey die Mäuse gar vortrefflich vertheidigt, nun möchte ich aber auch gerne wissen, wie man es auf den Böden sichern, und vor dem weißen und schwarzen Kornwurm bewahren könne, und was diese Insecten denn für Nutzen in der Welt stiften. So eben komme ich von unserm herrschaftlichen Kornboden, da habe ich denn Wunder und Zeichen gesehen. Viele hundert Malter Getraide waren über und über mit einem dicken weißgrauen Gespinste überzogen, daß man kein Körnchen mehr erkennen konnte. Ich fragte den Herrn Kornschreiber, was denn das eigentlich nur zu bedeuten habe? und er antwortete mir, daß es der weiße Kornwurm *) sey, der jeden Herbst ein

sol-

(* Phalaena Tinea Granetta. Die Kornmotte.

solches Gespinst über das Getraide mache, und viele Malter davon verzehre. Es wäre dieß ein solch schädliches Ungeziefer, wider welches man da, wo es einmal eingenistet hätte, gar kein Mittel wüßte, es auszurotten.

B. O! das wäre doch eine gar zu große Demüthigung für den menschlichen Verstand, wenn er über Elephanten, Büffel, Löwen, Tiger und Wölfe herrschen könnte, und der kleine weiße Kornwurm wollte ihm da queer Feld ein kommen, und über ihn herrschen. Allein es hat auch keine Noth damit; man hat wirklich schon viele Mittel entdeckt, wie man diesen ungebetenen Gast abweisen kann. Ich will ihm das leichteste und beste erzählen, das ich voriges Jahr auf einem Rittergute, wo ich einen Brief abgeben mußte, appliciren sahe. Der Verwalter nahm nähmlich zu der Zeit, da er das Gespinst bemerkte, grobe leinene Tücher, so wie man sie zum Aufklängen der Leinknoten *), und zu den Hopfensäcken braucht, und bedeckte damit den ganzen Getraidehaufen. Denn andern Tag fand er die Tücher so mit Maden oder vielmehr so mit Räupchen bedeckt, daß sie zu leben schienen. Er rollte sie zusammen, schaffte sie in den Hof, und breitete sie aus. Da hätte er sehen sollen, wie Hühner, Truthühner, Enten und andere Vögel herbeykamen, und sie so rein ablasen, daß in kurzer Zeit kein Räupchen mehr zu sehen war. Während dessen hatte er schon wieder neue Tücher aufgelegt, und

dieß

*) Die Leinknoten aufklängen, heißt, die Knoten des Flachses, in welchen sich der Leinsaamen befindet, an die Sonne legen, damit sie aufspringen.

dieß Auflegen und Wiederwegnehmen der Tücher wiederholte er so lange, bis er keine Raupe mehr an den Tüchern bemerkte. Auf diese Art wurde er vom September an bis in den November alle seine Korndiebe los, und sein Geflügel wurde Schneckenfett; denn es hatte in dieser Zeit wenigstens 130 Pfund Raupen gefressen.

W. Ey das ist ja ein vortrefliches Mittelchen; das muß ich unserm Herrn Kornschreiben heute noch bekannt machen. Allein sage er mir doch nur, wie diese weiße Würmer in das Korn kommen; denn daß sie darin wüchsen und eine besondere Strafe Gottes wären, wie unsere Bauern sagen, das ist wohl ungegründet?

B. Dieß Räthsel will ich ihm gleich lösen. Es ist eine bekannte Sache, daß im May und Junius oft alle Wände der Häuser voll kleiner Schmetterlinge (Milchdiebe) hängen, die gewöhnlich Schaben oder Motten heißen, und von den Gelehrten deswegen, weil sie am Tage still sitzen und nur des Nachts herum fliegen, Nachtfalter genennt werden. Die schmalen Oberflügel haben einen weißen Grund, und schwarze gelblichbraune Flecken; die Unterflügel aber sind am äußern Rande mit langen Franzen besetzt, und wie der Hinterleib röthlich aschgrau. Dieß sind nun die Eltern des weißen Kornwurms. Die Mutter fliegt nämlich im May und Junius auf die Kornböden, besonders, wo altes Getraide liegt, und legt auf die Körner, die oben aufliegen, ihre kleinen, runden, gelblichweißen Eyer, auf jedes Korn eins oder zwey. Diese Eyer sind so klein, daß man sie mit bloßen Augen kaum erkennen kann, und sitzen so

fest auf, wie wenn sie angeleimt wären. Nach zwölf bis vierzehn Tagen ist das Räupchen schon aus dem Ey geschlüpft, und hat sich in sein Korn, woran es hieng, eingefressen. So wie es größer wird, zieht es durch Hülfe eines Gespinstes, dessen Fäden es aus dem Munde zieht, mehrere Körner an sich, und man findet alsdann auf dem Getraidehaufen eine Menge Klümpchen, die mit lauter weißen Punkten zusammen gebacken sind, welche nichts anders, als der Unrath dieser Räupchen sind. Mit diesem Unrath, der unter dem Namen des milbigen Korns bekannt ist, füllen sie alle Winkel und Oefnungen der zusammengesponnenen Körner aus, so daß man sie nicht eher entdeckt, als bis man ein solches Klümpchen auseinander reißt, wo man alsdann inwendig die ausgehölten Körner, und zwischen denselben eine Raupe findet, welches der sogenannte weiße Kornwurm ist, der völlig ausgewachsen einen halben Zoll lang ist, hellgelb aussieht, einen rothbraunen Kopf und wie die meisten Raupen acht Paar Füße hat. Gegen den September hin fangen diese Raupen an ihren Appetit zu verliehren, kriechen aus ihren Klümpchen heraus, laufen auf dem Getraidehaufen unruhig herum, und, indem sie so herum laufen, spinnen sie immer aus ihrem Munde einen weißgrauen Faden, woraus zuletzt das weißgraue dicke Gespinnst entsteht, womit der ganze Getraidehaufen überzogen wird. Dieß ist denn die Erscheinung, die er heute auf dem Kornboden gesehen hat. Dieses Gespinst brauchen diese Thierchen auch noch dazu, um sich ein Winterkleid daraus zu verfertigen. Sie

suchen

suchen nämlich nun alle Ritzen der Balken, Wände, Dachsparren u. d. g. auf, beißen kleine Holzspännchen ab, verbinden sie mit ihrem Gespinste, und verbergen sich in dieses Gehäuse bis zum kommenden März und April, alsdenn werden sie in denselben zu kleinen rothbraunen Puppen, und aus diesen entsteht denn im May und Junius der kleine Nachtvogel, der wiederum seine Eyer an das Getraide legt.

Sieht er, dieß ist die ganze Geschichte des weißen Kornwurms. Er ist also eigentlich eine kleine Raupe, entsteht nicht von sich selbst in dem Korn, sondern von einen kleinen Nacht-Schmetterling, der seine Eyer an dasselbe gelegt hat.

W. Allein sag er mir doch nur, wie man dieß alles hat entdecken können?

B. Sehr leicht. Er darf nur bey dergleichen Erscheinungen in der Natur aufmerksam seyn, seinen Verstand brauchen, und sie mit Nachdenken und Aufmerksamkeit beobachten, so wird er solche Entdeckungen auch selbst machen können. Wenn er sich recht augenscheinlich davon überzeugen will, so nehm er einmal im May und Junius, wenn er solche kleine Schmetterlinge an den Wänden der Häuser gewahr wird, etliche Biergläser, und fülle sie mit altem Korn (Roggen), binde eines davon mit Papier fest zu, und die übrigen lasse er offen, so kann er alles das, was auf dem Kornboden geschieht, in seiner Stube mit ansehen. Die kleinen Schaben werden nämlich in den offenen Gläsern immer aus- und einfliegen, Eyer an die Körner legen, aus diesen werden

Räup-

Räupchen entstehen, und, wenn er allerhand Holzspäne in die Gläser legt, so werden sich auch diese in denselben verpuppen, und aus den Puppen werden endlich die Nachtfalterchen wieder auskriechen. Unterdessen wird aber das Getraide in den verbundenen Gläsern unversehrt bleiben, weil die kleinen Schmetterlinge nicht zu denselben kommen, und ihre Eyer dran legen konnten.

W. Das will ich doch wirklich einmal probiren. Allein, wenn alles seinen Nutzen hat, wie er mir vor einiger Zeit sagte, wozu sind diese Thierchen da?

V. Auch die sind nicht umsonst geschaffen. Als Schmetterlinge müssen sie den Schwalben, Bachstelzen, Rothschwänzchen und vielen andern Vögeln, auch den Fledermäusen zur Speise dienen; die Spinnen spannen auch für sie ihre Netze auf, fangen sie, und saugen sie aus, und im Winter fliegen die kleinen Zaunkönige auf die Böden, und suchen die Räupchen zwischen den Ritzen und Spalten hervor. Ist das nicht Nutzen genug?

W. Das läßt sich hören. Aber sie schaden gewiß mehr als sie nützen.

V. Allerdings! die Mäuse auch! Aber dafür hat ja der Mensch Verstand, daß er ihrer zu starken Vermehrung durch Gegenmittel widerstehen kann. Eins habe ich ihm vorhin schon angegeben; man hat aber noch mehrere.

Wenn man nämlich im May und Junius, wo die Eyer noch auf den Körnern hängen, oder die Raupe noch sehr klein ist, und sich noch nicht tief in das Korn gefres-

gefressen hat, das Getraide fleißig umwendet, so werden die Eyer und die zarten Würmchen zerquetscht.

Ein anderes. Wenn man den Boden, wo man das Getraide aufschütten will, vorhero mit Salzwasser abwäscht, das Getraide, wenn sich der weiße Kornwurm schon darin befindet, mit Salz bestreut, oder, wenn man das Getraide nicht mit Salz vermengen will, auch nur in Salzwasser eingetauchte und wieder getrocknete Tücher drauf legt, und es fleißig umwendet, so wird den Würmern ihr Essen versalzen, sie laufen heraus und sterben.

Achtzehntes Gespräch.

Fortsetzung des vorhergehenden Gesprächs; auch etwas von Mehlwürmern.

Wirth. Bote.

W. Was es mit dem weißen Kornwurm für eine Beschaffenheit hat, das weiß ich nun, und unser Herr Kornschreiber hat das Mittel mit Ausbreitung der Tücher auf die Getraidehaufen sehr probat gefunden, aber nun möchte ich auch gerne etwas von dem schwarzen Kornwurm *) hören.

B. Auch

*) Curculio granarius. Lin. Kornbohrer Rüsselkäfer.

V. Auch damit kann ich ihm aufwarten. Daß es ein kleines, kaum zwey Linien langes, Käferchen ist, ist ihm wohl bekannt?

W. O ja! In der theuren Zeit Anno 1772 kaufte ich einmal einige Malter altes Korn von unserm Kornboden, da waren eine solche Menge Käferchen in demselben, daß in kurzer Zeit alle Wände im ganzen Hause davon voll krochen. Wir nennen sie Kalandres.

V. Ganz recht; auch Kornbohrer, Korndiebe. Sie werden deßwegen, weil sie einen langen hornichen, hervorstehenden Schnabel oder Rüssel haben, unter die Rüsselkäfer gerechnet. Der Körper ist fast cylindrisch, rothbraun, hat ein punctirtes langes Brustschild, welches derjenige Theil ist, welcher zwischen dem Kopf und den Flügeln liegt, und die harten Flügeldecken sind gefurcht, aber da sie keine Flügel unter denselben haben, so können sie auch nicht von einem Boden zum andern fliegen. Die Käfer selbst scheinen das Getraide nicht zu ihrer gewöhnlichen Speise zu wählen, wenigstens nicht das trokkene, das auf den Böden liegt, denn ihr Rüssel erfordert, wie bey allen Käfern dieser Art, wohl weichere und saftigere Speisen. Allein von der kleinen Raupe weiß man es desto sicherer. Am meisten ist der Waizen der Verheerung dieser Thiere ausgesetzt.

W. Gar recht! ich erinnere mich, daß meine selige Frau einmal einen Scheffel Waizen zu Kirmsekuchen wusch, wo viele tausend solcher Käferchen oben auf dem Wasser schwammen. Sie glaubte, die Sache gien-

ge

ge nicht von rechten Dingen zu, sie müßte mit diesem Ungeziefer behext seyn.

V. Es geht aber gar wohl von rechten Dingen zu. Diese Käferchen begatten sich im Frühjahr. Das Weibchen bohrt mit seinem Rüssel ein Loch in den Waizen, Roggen ꝛc., legt die Eyer unmittelbar unter die Schaale der Körner, in jedes Korn nur ein Ey. Die Räupchen, oder wie man sie auch nennt, die Larven kriechen bald aus, sind weiß, ohne Füße, und haben einen gelblichen hornartigen Kopf. Sie bedecken die äußere Oeffnung des Korns, in welchem sie stecken, mit einem leimartigen Schleim, so, daß man demselben eher nichts ansieht, als wenn sie es ausgefressen, sich in demselben verwandelt haben, der Käfer nun durchbohrt, und das ausgehöhlte Korn da liegt. Daher kömmt es, daß man seinen Waizenhaufen oft für ganz rein und gut hält, und auf einmal ein Gewimmel von Käfern auf demselben sieht.

W. So gieng es mir mit dem alten Roggen, von welchem ich ihm vorhin erzählte.

V. Nach Beschaffenheit der Wärme verwandeln sie sich früher oder später in Käfer; auf warmen Böden früher, auf kühlern später, und vermehren sich so äußerst stark, daß man berechnet hat, daß von einem einzigen Paar in 5 Monaten 6045 Junge entstanden sind. Was Wunder also, wenn oft in 4 Wochen der dritte Theil eines Waizenhaufens aufgezehrt ist!

W. Dieß ist fast unglaublich!

V. Im Herbste suchen sie die Ritzen und Spal-

ten der Wände auf, erstarren darinne den Winter über, und bleiben ohne Nahrung. Hier suchen sie nun verschiedene Vögel, und besonders die Zaunkönige, auf und fressen sie.

W. Also nützen sie doch auch etwas, wie ich höre!

B. Allerdings. So viel wissen wir nur; vielleicht haben sie auch noch einen andern Nutzen, den wir noch nicht wissen.

W. Allein, wie kann man denn diese Gäste loswerden?

B. Erstlich, wenn man sie nicht einladet, und zweytens, wenn man sie abweißt, wenn sie kommen. Das erstere ist immer das beste. Man muß nämlich seine Früchte gehörig reif werden lassen, sie wohl getrocknet in Mandeln legen, und trocken nach Hause bringen; auf diese Art werden sie in der Scheune zwar dünsten, aber nicht erwärmen, wodurch verhindert wird, daß die Kornwürmer sich nicht nähren, und da sie auch hier keine Nahrung für sich und ihre Brut vermuthen, ihre Eyer nicht an die Körner legen. Macht man überdieß den Boden sehr rein, verstopft alle Fugen mit Kalch und Gyps, um die Winterwohnung der Käfer zu verschließen, wäscht den Boden mit Wasser, worin Salz aufgelößt worden ist, sorgfältig ab, schüttet das Getraide anfänglich in keinen gar zu großen Haufen auf, wendet es fleißig, bis es völlig knochendürre geworden ist, bringt, wo möglich, unmittelbar über den Kornhaufen hin einen starken Durchzug der Luft an, so ist man gewiß vor diesen Gästen sicher.

Sie

Sie abzuweisen, hat man gar viele Mittel erson- nen. Ich will ihm aber nur die vorzüglichsten erzählen. Probire er sie, und wähle sich alsdann das beste und leichteste davon, wenn etwa solche ungebetene Gäste bey ihm einkehren wollen.

W. Nun so laß er doch hören.

B. Ich muß ihn aber vor allen Dingen vor ei- nem Mittel warnen, welches in manchen Gegenden noch sehr gebräuchlich ist, — und ich wollte, daß es das gan- ze Dorf hörte, — daß man nämlich diese Gäste vergeb- lich mit geraspeltem Horne, das man auf Kohlen wirft, oder mit Schwefeldampf vertreiben will; denn diese Insek- ten sterben nicht allein nicht davon, weil man bey Erfindung dieses Mittels ihren Geruch nach unserer Nase beurtheilt hat, sondern man setzt sich auch noch der Gefahr aus, Haus und Hof anzuzünden.

Eben so wenig lassen sie sich abweisen, wenn man den Boden von Getraide reinigt, und einige Zeit Heu drauf legt. Es ist wahr, sie fressen kein Heu, wie die Kühe und Schafe, und begeben sich also weg, allein so bald ihre ordentliche Nahrung, das Getraide wieder kommt, so finden sie sich auch wieder ein.

Eben so albern ist der Vorschlag, daß man große Feldameisenhaufen ausstechen, und sie auf den Boden tragen solle, weil die Ameisen dieser Thiere abgesagte Feinde wären, sie verfolgten und tödeten. Allein dieß hieße einen Schmarotzer zur Vorderthür hinaus jagen, und zwey darfür zur Hinterthür wieder herein lassen.

Besser sind folgende Mittel.

Man setze jetzt, wenn sich diese Insekten in die Ritzen der Wände begeben wollen, alte gebrauchte Töpfe, die am Feuer von außen rauh geworden sind, inwendig aber ihre Glätte noch haben, hin; die Käfer laufen sehr gern hinein; oder wenn man sie hinein locken will, so bedecke man den Boden der Töpfe mit Gerstengraupen, sie gerathen darin im Winterschlaf, und können um Weihnachten dem Federvieh vorgeschüttet, oder mit siedendem Wasser getödet werden.

In Italien wirft man todte oder lebendige Krebse auf den Kornhaufen, uud will aus Erfahrung wissen, daß die Kornwürmer alle in einigen Stunden schon anfangen davon zu laufen. Nach 2 oder 3 Tagen, soll kein einziger mehr zu sehen seyn. Verliert der todte Krebs seinen Geruch, der bekanntermaßen ganz unausstehlich ist, und alle Tauben in kurzer Zeit aus einem Taubenhause verjagt, so muß man wieder frische Krebse auf den Fruchtboden setzen.

Ferner: Man zerläßt in einem Gefäße mit Wasser so viel Salz, daß es scharf gesalzen wird, thut hierzu getrocknete und zu Pulver gestoßene Wallnußblätter, rührtes hierauf wohl um, und läßt es einen Tag stehen. Wenn nun das Korn gut aus einander geworfen ist, so nimmt man einen Strohwisch, und besprengt das Korn, den Boden und die Wände überall mit diesem Wasser; alsdann steckt man dünne Breter, etwa einer Elle hoch, aufrechts ins Korn, so kriechen die Käfer hinan, da man sie alsdann in ein Gefäß abstreichen kann. Das Besprengen des Bodens mit die-

diesem Wasser kann man auch als ein Verwahrungsmittel brauchen.

Der Salmiak wird auch als ein zuverläßiges Mittel wider diesen Kornwurm angerathen. Man stößt nämlich den Salmiak klein, läßt ihn im heissen Wasser sich auflösen, und wirft ein klein wenig ungelöschten Kalch darunter. Mit diesem Wasser benetzt man die Kornschaufel, und sticht das Korn damit um, davon ziehen die Würmer alle aus.

In Schweden hilft man sich durch folgendes Mittel. Man nimmt ein Pfund gemeinen Vitriol, löset ihn im kochenden Wasser auf, rührt ihn im Kessel wohl um, bestreicht den ganzen Boden bis an das Dach damit, und in einigen Tagen soll das schädliche Insekt ganz aus dem Hause verschwunden seyn.

W. Ei das sind doch eine ganze Menge Mittel, da wird man doch mit einem davon Herr über ihn werden.

B. Das sollte ich auch denken.

W. Aber nun sag er mir doch noch kurz und gut, wie man den gelben harten Mehlwurm, den die Nachtigallen und andere Stubenvögel so gerne fressen, aus dem Mehle schafft?

B. Kurz und gut: Man verbäckt das Mehl; aus dem Waizenmehl bäckt man Kuchen, und aus dem Roggenmehl Brod.

W. Dieß Mittel kenne ich auch.

B. Oder will er ein anderes wissen; so siebe er nur sein Mehl durch ein klares Sieb, und gebe die Würmer oder Raupen den Hühnern zu fressen.

Aber weiß er denn, was aus diesem Mehlwurm wird?

W. Nein.

B. Ein schmaler länglicher Käfer, der oben schwarz und unten kastanienbraun ist, sich gern in unreinen dumpfen Winkelen der Häuser aufhält, und häßlich riecht. Wenn also in seinem Mehlwurmtopfe zuweilen solche schwarze Käfer kriechen, so sind dieß die vollkommenen Insekten, die aus den Mehlwürmern, welche zu weißen Puppen werden, entstanden sind, und Mehlkäfer heißen, und er darf sie also nicht töden, denn sie legen ihm wieder Eyer, und unterhalten ihm also seine Mehlwurmschule.

Neunzehntes Gespräch.

Vom wüthenden Heer und wilden Jäger oder vom Krannich.

(Im November).

Ein Landmann aus einem benachbarten Dorfe. Bote. Wirth.

L. Ich hab' es lange gedacht, daß es noch ein allgemeiner Krieg werden würde. Der liebe Gott kann auch nicht länger zusehen, er muß einmal ein Bischen derb drein schlagen, damit die Menschen wieder zahm werden; sie sind gar zu übermüthig geworden. Den sieben

benjährigen Krieg und die theure Zeit haben sie lange wieder vergessen: unser Herr Gott muß wieder eine neue Ruthe binden, die bis auf die Knochen durchgreift.

B. Darin hat er Recht, daß viele Menschen die Wohlthaten Gottes gar zu bald vergessen, und nicht genug bedenken, wie sehr wir Ursach haben Gott zu danken, daß er uns wieder eine so reichliche Erndte bescheeret hat, und wie viel besser es wir haben, als die armen Leute am Rhein, denen jetzt die Häuser abgebrannt, und alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, weggenommen wird. Allein deßwegen dürfen wir doch die armen Einwohner am Rheine nicht verdammen, und sprechen, das hätten sie alle mit ihren Sünden verdient. Gott hat dabey gar vielerley Ursachen, warum er so etwas zu läßt, die wir nicht alle sogleich ergründen können, und wovon ich meinem Herrn Gevatter hier schon verschiedene angegeben habe.

W. O ja!

L. Was für Ursachen soll er aber sonst haben als Strafen? Das beweisen ja seine Zeichen und Wunder, die er jetzt täglich sehen läßt, und ich will nicht Hans Görge heißen, wenn wir nicht noch diesen Winter Krieg im Vaterlande haben. Denk er an mich, Bote! Das wüthende Heer und der wilde Jäger sind nun schon drey Nächte hinter einander in der Luft herum gezogen, und haben ihren Spuck getrieben, und es ist ein Heulen und Wehklagen am Himmel gewesen, als es nur immer in einer Schlacht zwischen den Kaiserlichen

und den Franzosen seyn mag. Ehegestern Abends war in unserm Dorfe alles in Allarm über das Wimmern und Heulen, das hoch in der Luft sich hören ließ. Unser Herr Schultheiß, der doch sonst auch nicht auf den Kopf gefallen ist, konnte dieß auch nicht anders erklären, als für ein Zeichen das der Herr thät, daß wir bald Krieg im Lande haben würden. Das Gott erbarm! wir armen Leute!

B. So weit wirds wohl nicht kommen, Hans Görge! Dazu gehören noch ganz andere Dinge, als sein wüthendes Heer, oder der wilde Jäger mit all seinen Hunden und Jagdgeschrey.

L. Thut er doch wahrlich, wie wenn er allwissend wäre! Er weiß ja halt das Ding besser, als der liebe Gott!

B. Bewahre! Nur sein wüthendes Heer und wilder Jäger will mir nicht in den Kopf; das ist, deucht mir, ein ganz anderes Ding, als eine Kriegsprophezeihung vom Himmel.

L. Ein anderes Ding! Kann er sich denn noch auf den siebenjährigen Krieg besinnen?

B. O gar wohl! Es ist, wie wenn ich noch heute die Franzosen durch unser Dorf nach Roßbach ziehen sähe, um den guten seligen Fritz mit seinen Handvoll Leuten zu Wurmmehl zu zerfetzen und zu zerschießen.

L. Nun da wird er doch wissen, daß damals der liebe Gott auch solche Zeichen that, daß feurige Schwerder am Himmel herum fochten, daß man des Nachts von 11 — 12 Uhr immer hoch in der Luft schießen hörte, und

daß

daß im Herbste Anno 56 fast alle Abend und alle Morgen das wüthende Heer am Himmel herum zog. Da hatten wir ja aber auch die Bescheerung. Die Haare stehn mir noch zu Berge, wenn ich an den Jammer damals denke.

B. Wenn ich ihn aber versichere, daß ich alle Jahre das wüthende Heer ziehen höre, und auch zuweilen gar ziehen sehe, daß ich es vor 4, vor 3, vor 2 Jahren und voriges Jahr habe ziehen hören, und daß doch kein Krieg bey uns war, was will er denn darzu sagen?

L. Hoho! Sehen!

B. Ja, ja! Sehen!

L. Damit hats gute Wege! Wofür wären denn die Zeichen gewesen? oder sie müßten schon so ein Bischen nach dem Französischen Krieg hingeschielt haben.

B. Wie ich höre, weiß er sich schon zu helfen. Er kommt mir aber, mit Erlaubniß, vor, wie die Wetterpropheten, wenn diese böses Wetter prophezeiht haben, und die Sonne scheint, so helfen sie sich damit, daß sie sagen, es könnte ja aber an einem andern Orte geregnet haben. Nein, nein, mein Freund, der Grund liegt darinne, die Leute hören und sehen nicht eher solche Zeichen, als bis sie schon wissen, worauf sie sie deuten wollen.

W. Da mag er wohl so gar Unrecht nicht haben, Herr Gevatter.

L. Aber sollte denn der liebe Gott so ein Wunder vergeblich thun?

W. Ein

W. Ein Wunder mags wohl auch nicht seyn.

B. Da hat er Recht.

L. Aber was wär es denn sonst?

B. Kraniche sind es, die jetzt fort in andere Länder ziehen.

L. O über die Possen! Kraniche, in unsrer Gegend giebts auch Kraniche? Sperlinge, Meisen, Elstern, Raben, Käutze und Sperber giebts wohl bey uns, aber keine Kraniche.

B. Ich sagte ja auch nicht, daß es bey uns Kraniche gäbe, sondern nur, daß sie jetzt durch unsere Gegend zögen.

L. Auch das! Laß er sie immer hinziehen. Die Dohlen ziehen ja jetzt auch fort. Aber woher kömmt das Schlachtgeschrey und das Heulen und Winseln von Blessirten und Verwundeten, das so kläglich klingt, daß sich ein Stein in der Erde erbarmen möchte?

B. Das machen eben die Kraniche. So wie die wilden Gänse in der Luft Gack gack gack gick gack rufen, so machen die Kraniche das helle klägliche und fürchterliche Geschrey, das er für das Schlachtgeschrey des wüthenden Heeres ausgiebt.

L. Das mach er einem andern weiß! Ich müßte doch taub seyn, wenn ich nicht mit meinen Ohren sollte unterscheiden können, was Geschrey von Menschen und was Geschrey von Vögeln wäre. Es ist ein großer Unterschied unter einem Kranich und einem wilden Jäger.

B. Ich habe zu Hause eine schwarzköpfige Grasmücke, die schreyt zuweilen natürlich wie eine Katze; die

würde

würde er ja wohl auch zu einer Katze machen, wenn er sie hinter den Ofen schreyen hörte.

L. Ja das ist eine ganz andere Historie, die könnte ich doch sehen, wenn ich hinter den Ofen guckte. Ja wenn ich die Kranniche sähe, wenn sie schrien; und es klänge, wie wenn das wüthende Heer zieht, dann wollte ich es wohl glauben.

B. Das hab ich aber gesehen.

L. Ich aber und unser ganzes Dorf haben doch noch niemals etwas gesehen, und wenn der Mond noch so helle schien, und wir uns die Augen aus den Kopf gesehen hätten *).

B. Das kömmt daher, weil die Kranniche gewöhnlich sehr hoch fliegen. Sie ziehen weit über den Brocken hin (den berühmten Berg wird er doch kennen?) und der Brocken ist doch 3000 Schuhe hoch. Er kann sich also leicht vorstellen, daß da ein Paar Luchsaugen dazu gehören müssen, des Nachts so weit zu sehen.

L. Das ist doch wunderbar.

W. Mir kommt es nicht unbegreiflich vor; denn es giebt ja Thiere genug, die die Töne der menschlichen Stimme nachmachen können. Erinnere er sich nur an das Katzenkonzert im März, Hans Görge, so wird er gar, so wird er gar nicht mehr zweifeln; klingt das nicht natürlich, wie wenn kleine Kinder heulten?

L. Das ist wahr.

W. Nun so wirds auch wohl mit den Kranichen seyn. Aber das muß er mir doch einmal erklären, wie das

*) noch so scharf hingesehen hätten.

das eigentlich zugeht, daß die Kraniche eine so wunderliche Stimme von sich geben, die so stark und fürchterlich klingt.

B. Auf die Kirmeß*). Herr Gevatter, wenn er Gänse abschneidet, will ich ihm das Ding an der Gänsegurgel begreiflich machen.

W. Und ich habe auch sonst noch so allerhand wunderbare Sachen von Kranichen gehört.

B. Auch die soll er erfahren, wenn ich wieder komme.

W. Dafür will ich ihm auch etwas von einem andern wüthenden Heere erzählen, daß sich einmal bey Eisleben, wo Dr. Luther geboren ist, hat sehen lassen.

B. Das wäre ich doch neugierig zu hören.

Zwanzigstes Gespräch.

Fortsetzung des vorhergehenden.

Bote. Wirth.

B. Nun wie kömmts, Herr Gevatter, daß er so ganz allein ist?

W. Nach der Kirmse ists allemal leer bey mir; da müssen die Leute dreschen, und spinnen, damit sie wieder

Geld

*) Ein Volksfest, das besonders in Thüringen zum Andenken der Einweihung der Kirche gefeyert wird.

Geld in Beutel bekommen, den sie auf die Kirmse ausgeleert haben.

B. Die Gänse sind auf diesem Feste also wohl alle geschlachtet worden? und eine Gänsegurgel aufzuheben, das hat er wohl bey dem großen Tumulte vergessen, nicht wahr?

W. O bey Leib und Leben nicht! Die Gäste und die Musikanten haben mir freylich den Kopf ziemlich warm gemacht; aber ich habe doch eine Gänsegurgel zurückgelegt, woran er mir das Krannichgeschrey erklären soll, und auch ein Gänsebein, das er hernach schmausen soll, wenn meine Tochter zurückkömmt, die ein wenig zu ihrer Muhme gegangen ist.

B. O ich danke ihm, Herr Gevatter; das ist ja mehr als ich verlangen kann. Wo ist denn aber die Gänsegurgel?

W. Gleich soll sie hier seyn.

B. Nun hör er an; so will ich ihm denn halt eine Predigt über die Gurgeln halten. Sieht er, die Gurgel oder Luftröhre der Vögel unterscheidet sich dadurch von den Gurgeln der vierfüßigen Thiere, daß in der einen Gurgel noch eine zweyte enthalten ist, welche die inwendige Luftröhre heißt, und da liegt, wo die große Luftröhre sich in zwey Aeste theilt. Hierin sind die Instrumente enthalten, wodurch die Vögel singen und schreyen, bald einen hohen, bald einen tiefen Ton von sich geben, bald quickſen, bald quäckſen. Diese Werkzeuge nun sind verschiedene dünne Häute, die mehr oder weniger gespannt, bald etwas dicker, bald

etwas

etwas dünner sind und auch verschiedene Richtung haben. Sieht er die Gänsegurgel hier hat vier solcher Häute, die eben so aussehen und an einander liegen, wie das Mundstück auf einer Oboe oder einer Schallmay, das aus zwey Spänen besteht. Durch diese Häute entsteht nun das Geschrey der Gänse, das ich jetzt, wenn ich in die Gurgel blase, nachmachen kann. Hört er: Gack, gack, gack, gick, gack!

W. Das ist doch artig.

V. Das starke, fürchterliche und hohle Geschrey der Kraniche kömmt aber daher, das die Gurgel erstlich nicht so gerade ausläuft, wie die Gänsegurgel, und zweytens, daß die Häutchen auch nicht da stehen, wo sie hier stehen. Ihre Luftröhre, an welcher die Knorpelringe weit auseinander sind, macht nämlich verschiedene Krümmungen und Wendungen, ehe sie sich in ihre zwey Aeste theilt und in der Lunge ausgeht. Wenn sie nämlich bey dem Brustknochen der Länge nach weggegangen ist, und schon zwey verschiedene Beugungen gemacht hat, so läuft sie wieder bis zur Hälfte des Knochens zurück, macht hier einen halben Bogen, beugt sich, indem sie wieder in die Höhe steigt, vorwärts, krümmt sich nach der Brusthöhle zu, und theilt sich alsdann erst in die zwey gewöhnlichen Röhren. Sie ist auch, so weit sie in dem Brustknochen liegt, unbeweglich, weil sie allenthalben an denselben befestigt ist, und dieser Brustknochen hat auch keine so scharfe Kante, wie bey andern Vögeln, sondern er ist rund, damit diese so wunderbar gekrümmte Luftröhre destomehr Platz darinnen habe. Die Luftröh-

re macht also bey dem Kranich solche krumme Beugungen in dem Brustknochen herum, wie ein Waldhorn. Dabey ist nun noch wohl zu merken, daß die Häutchen, die das Mundstück ausmachen, nicht oben in der Luftröhre, sondern unten in der Brust stecken. Dadurch geht nun der Ton in der gekrümmten Luftröhre ordentlich, wie in einem Waldhorn, herum; und daher kömmts, daß der Krannich so fürchterlich und hohl schreyt, weil seine Stimme aus dem Bauche herauf zu kommen scheint. So entsteht also das sonderbare Geschrey des **wüthenden Heeres** oder des **wilden Jägers**.

W. Ey das ist doch gar was eignes!

V. Das ist wahr. Der Vogel hat auch noch mehr besondre Eigenschaften an sich, die man nicht leicht bey andern Vögeln antrifft.

W. Zum Exempel?

V. Sein Zug besteht z. E. oft aus etlichen 100 Vögeln, die allzusammen, wenn sie fliegen, einen Triangel bilden, und zwar so, daß wenn der erste, der die Luft durchschneiden muß, damit die andern desto leichter fliegen, müde ist, der zweyte an seine Stelle tritt, und so fort der dritte, vierte ꝛc. damit es keinem zu sauer wird. Neben dem großen Zuge fliegen nun vor und zur Seite einige kleine Züge, die nur aus etlichen Vögeln bestehen, und das sind, was man bey den den Soldaten im Felde die Piquets nennt. Eben so stellen sie, wenn sie sich auf den Wiesen niederlassen, einzelne Wachen auf allen Seiten aus, die auf einem Beine stehen, und immer starr nach der ihnen angewiesenen Gegend hinsehen,

um bey drohender Gefahr durch ein starkes Geschrey den großen Haufen, der einsweilen in Ruhe weidet, zu benachrichtigen, daß er die Flucht ergreife. Ja, es hat mir einmal ein alter Jäger erzählt, daß die Kranniche, welche die Wache hätten, allemal in dem Beine, das sie an sich gezogen hätten, einen Stein halten müßten, damit, wenn sie einschliefen, sie sogleich wieder erwachten, wenn ihnen der Stein aus den Krallen fiele. Aber das glaube ich denn nicht.

W. Ich auch nicht. Ich denke die Thiere werden wohl lieber und besser ihre Pflicht thun, als manche Soldaten, denen man zuweilen einen Stein in die Hände geben möchte, damit sie auf der Wache nicht einschliefen.

V. Hat er denn schon einen Kranich gesehen?

W. O ja. Den ganzen Winter hindurch haben sich auf unserm Riede, wo eine warme Quelle ist, einige aufgehalten. Ich habe sie gar oft gesehen, und unser Jäger hat auch einen davon geschossen. Er sagte, es sey ein Männchen. Er sah aschgrau aus; hatte auf dem Vorderkopfe schwarze Federn; der Hinterkopf war bloß, und warzig, wie bey den Puterhünern; die Flügelspizzen waren schwarz, und der Schwanz hatte dunkelaschgraue und schwärzliche Federn. Die Beine waren sehr hoch, wie am Storch. Es war überhaupt ein großes Thier. Es war vier Fuß lang, und wog 12 Pfund.

V. Ganz recht. Es sind sehr große Vögel. Im Brandenburgischen habe ich sie oft auf nassen Wiesen herum spatzieren sehen, und ihr poßirliches Betragen beobachtet.

Bald

Bald sprangen einige von ihnen auf einmal in die Höhe; bald giengen sie neben einander herum so bedächtig und schrittweiße, wie wenn sie eine Menuet tanzten; bald stellten sie ein Wettrennen an; bald warfen sie Steine und Späne in die Luft, und stellten sich hin, als wenn sie sie mit dem Schnabel wieder auffangen wollten, und was dergleichen Possen mehr waren.

W. Das sind ja gar artige Thiere.

V. Die Einwohner in jenen Gegenden loben sie eben nicht. Denn sie thun, wie sie sagten, großen Schaden an der Saat, besonders an den gesäeten Erbsen, welche sie aushacken, wenn sie in der Erde aufgequollen sind.

W. Fressen denn diese Vögel Körner? Ich glaubte, weil sie einen so langen Schnabel hätten, so fräßen sie weiter nichts, als Würmer, Insekten, kleine Frösche, Eydechsen und dergleichen: so wie der Storch.

V. Das wohl auch; allein dieß ist ihre Nahrung nicht allein.

W. Da sollte man ja weislich drauf bedacht seyn, einen solchen schädlichen Vogel auszurotten.

V. Das wohl nicht. Denn der kleine Schaden, den er an der Saat thut, ist gar nicht zu rechnen, gegen den großen Nutzen, den er schafft. Er frißt ja erstlich viele schädliche Insekten weg; die Jungen werden zweytens an manchen Orten, wie die Gänse, gemästet, und schmecken vortreflich, und mit ihren Flügelfedern kann man drittens so gut als mit Gänsefedern schreiben, und was für Nutzen er in manchen Län-

dern noch mehr stiften mag. Er wird daher auch mit zur hohen Jagd gerechnet, wie der Trappe.

W. Ich hätte nicht geglaubt, Herr Gevatter, daß der wilde Jäger, der die abergläubischen Leute oft so fürchten macht, so merkwürdig wäre.

B. Nicht wahr? Aber daraus kann er sich die Regel ziehen, daß alles, was Gott gemacht hat, merkwürdig ist, und nur oft für uns nicht ist, weil wir nicht darauf merken wollen.

W. Dieß ist wohl wahr. Auch ich sehe nun, daß dieser wilde Jäger, den der liebe Gott gemacht hat, merkwürdiger ist, als der Eisleber, den die Menschen gemacht haben.

B. Nun erzähl er doch dieß Geschichtchen?

W. Vor Alters soll in Eisleben und im ganzen Mannsfeldischen alle Jahre vor den Augen vieler Leute das wüthende Heer oder der wilde Jäger hingezogen seyn. Vor dem Zug gieng ein alter Mann her, mit einem weißen Stabe in der Hand, der sich den treuen Eckardt nannte, und die Leute warnte, daß sie aus dem Wege gehen möchten, damit sie keinen Schaden nähmen. Denn die Leute, die dem Zuge begegneten, fielen tod zur Erde hin, wie die Mücken. Hinter dem alten Männchen ritten auch etliche auf seltsamen Pferden, die den Kopf da hatten, wo unsere Pferde den Schwanz haben. Die Reuter aber hatten nichts weniger, als die Gestalten neulich verstorbener, oder auch wohl noch lebender Männer, denen aber das Brod

alsdann gebacken war *). Wo in einem Hause drey Thüren auf einander stießen, daß man durchkommen konnte, da zogen sie durch, und thaten vielen Schaden.

B. Glaubt er denn das, Herr Gevatter?

W. Bewahre der Himmel.

B. Ich auch nicht. Es ist ein Spinnstubenhistörchen.

W. Und doch glauben noch manche Leute in unsern Walddörfern solche alberne Fratzen.

*) Die gleich darauf gestorben sind.

Ein und zwanzigstes Gespräch.

Vom Luchs. *)

(Im December.)

Wirth. Bote.

B. Weiß er denn schon, daß man auf dem Thüringer Walde einen Luchs entdeckt hat?

W. Kein Wort; das wäre ja ganz was nagelneues.

B. Ja,

*) Felis Lynx. Lin.

B. Ja, ja einen Luchs. Die Jäger bemerkten vor einiger Zeit eine ungewöhnliche, große Fährte, die der Katzenfährte ähnelt, stellen ein Treibjagen an, und siehe da, sie werden ihn gar bald gewahr, schiesen auch nach ihm, verwunden ihn aber nicht tödlich, und er retirirt sich in eine Felsenhöhle. Man hat sich alle Mühe gegeben ihn heraus zu bringen, allein er ist nicht wieder zum Vorschein gekommen, und wird wohl darinne verfault seyn.

W. O das ist doch Schade für den Balg; die Lüchse sollen ja einen gar schönen nnd kostbaren Balg haben.

B. Da hat er Recht. Sie sind die einzigen getiegerten (gefleckten) Thiere, die in kalten Ländern leben. Anno 1773 wurde fast auf dem nämlichen Platze, wo man diesen entdeckt hat, einer geschossen. Es ist, wie wenn ich ihn heute noch sähe, wie er in Tambach*) in des damaligen Oberförsters Orphals Haus lag. Es war ein fürchterlich schönes Thier. Seine Größe betrug ohngefähr vierthalb, und die Höhe dritthalb Fuß. Er hatte einen katzenähnlichen Kopf und Leib, nur der Schwanz war kürzer. Die Ohren waren dreyeckig und auf den Spitzen derselben standen ein Büschel langer Haare gerade in die Höhe, wie bey einem Eichhörnchen, die wie seidene Faden glänzten. Der Oberförster sagte, die großen gelblichen Augen hätten, am Leben, wie Feuer geblitzet. An den großen, plumpen Pfoten hatte er weiße Krallen, die anderthalb Zoll lang waren, und wel-

*) Ein Gothaisches Dorf im Thüringerwalde.

che wie bey den Katzen in Scheiden stecken, und aus- und eingezogen werden können. Augen und Krallen waren fürchterlich anzusehen; aber desto schöner war der Balg. Auf den bräunlichen Backen liefen drey schwarze Streifen nach den Ohren zu, die wie ein lateinisches S aussahen. Von den Ohren bis ans Kinn gieng ein großer weiß und schwarzer Backenbart. Der ganze Oberleib war rothbraun, und nach den Seiten herab schlängelten sich braune und weißliche Streifen. Auf den braunen Vorder- und Hinterbeinen standen reihenweiße schwarzbraune Punkte; der ganze Unterleib war gelblich weiß mit großen schwarzen Flecken, und der kurze dicke Schwanz hatte eine schwarze Spitze. Der ganze Balg war langhaarig und wie Seide anzufühlen.

W. Nun da habe ich doch Recht, daß es Schade ist, daß man den Luchs jetzt nicht aus der Felsenhöhle bekommen hat?

B. O ja, Schade für den Balg, aber nicht Schade für das Thier. Es ist eines der schädlichsten Raubthiere, die es giebt. Die Jäger konnten sich gar nicht erklären, warum so viel Wild in einigen Gegenden fiel, und hätten fast geglaubt, daß einmal die Seuche unter das Rothwildpret gekommen wäre, wie vor einigen Jahren. Allein da der erste Schnee fiel, so entdeckten sie den feinen Gast, der die Wildseuche verursacht hatte.

W. Er wagt sich also an so große Thiere, wie Hirsche und Rehe sind?

B. Allerdings; und ist bey seinem Fang so listig, wie der Fuchs. Er geht des Abends und Morgens in der

der Dämmerung auf den Raub aus, und verbirgt sich allemal dem Wind entgegen an den Wildgängen, wo die Thiere aus dem Gehölze heraus nach ihrer Nahrung gehen, hinter einen Busch, oder legt sich, wie die Katze, auf den Bauch auf einen Baumstrunk hin, und lauscht. Er weis also so gut wie der Jäger, wo er sich anstellen muß, wenn ihn das Wild nicht wittern soll. Wenn er alsdann glaubt, daß z. B. ein Reh nah genug sey, so thut er drey bis vier Sprünge, wo allzeit einer 12 bis 14 Schuh mißt, nach demselben hin, faßt es im Genick, haut sich mit den langen Krallen tief in den Rücken ein, und zerbeißt ihm mit seinen scharfen Zähnen die Halsflechsen, daß das Thier in einigen Minuten todt zur Erde niederstürzt. Hierauf saugt er ihm auf der Stelle das Blut aus, öffnet ihm den Leib, und frißt vom Herzen, Hals und von den Keulen als den schmackhaftesten Theilen ohngefähr 3 — 4 Pfund, so viel als ihm zu einer Mahlzeit nöthig ist, und verscharrt oder bedeckt das übrige Aas mit Moos. Wenn er den folgenden Tag kein neues Thier erlauern kann, so kehrt er wieder zurück, und zehrt noch einmal von dem, was er übrig gelassen hat. Allein selten ist ihm dieses Fleisch länger als zwey Tage frisch genug, und er thut lieber große Reisen um wieder neue Beute zu machen. In Thüringen kennt er, so viel man weiß, kein anderes Nahrungsmittel, als Rothwildpret, an andern Orten aber soll er auch andere Thiere, als Hasen rc. fangen; soll die Heerden anfallen, und Schafe, Ziegen und Kälber rauben. Ja man erzählt sogar, daß er im Winter so dreiste sey,

in Walddörfern die Ställe zu untergraben, um das kleinere Hausvieh zu erwürgen und fortzutragen.

W. Das ist ja ein schreckliches Raubthier.

B. Ja wohl. Man hat es auch sehr deutlich gespürt. Der Herr Förster Bachhof in Tambach hat mir erzählt, daß der, welchen sie jetzt im Felsen eingesperrt haben, die Wildbahn an den Orten, wo er sich aufgehalten, gar sehr ruinirt habe.

W. Er muß also wohl schon eine Zeitlang hier gewesen seyn?

B. Wahrscheinlich das ganze Jahr hindurch; denn man hat den ganzes Sommer über todtes Rothwildpret gefunden, und man glaubt sogar, daß sich ein ganzes Paar hier aufgehalten und Junge gebracht hätte; denn man will nicht nur noch mehrere Fährten der Art im Schnee entdeckt haben, seitdem dieser im Felsen eingesperrt ist, sondern der Kuhhirte will auch diesen Sommer einen ordentlichen gebahnten Weg nach dieser Felsenhöhle bemerkt haben.

W. Die Felsenhöhlen müssen also wohl der eigentliche Wohnort dieser Thiere seyn?

B. Gar recht. Hier halten sie sich am Tage auf, und die Luchsin bringt auch daselbst ihre 3 bis 9 Junge. Nur in Verfolgung flüchten sie auf Bäume. Sonst waren diese Thiere nichts seltnes auf dem Thüringerwalde, und nicht allein Lüchse, sondern auch Bären wohnten in demselben. Seitdem aber das Holz dünner und lichter wurde, und mehr Aufmerksamkeit auf das Forst- und Jagdwesen gewendet wurde, so mußten sie weichen; und

die Lüchse kommen nur zuweilen aus den nördlichen Ländern, um zu sehen, ob sie wieder Besitz von ihrem alten Vaterlande nehmen können.

W. Das ist doch wunderbar. Ich möchte aber nur wissen, was der liebe Gott davon hätte, daß er so viele böse und schädliche Thiere erschaffen hat?

B. Ich habe auch drüber nachgedacht, da ich von Tambach zurück gieng, und ich glaube, daß ich so ziemlich auf die Spur gekommen bin. Wenn es keine fleischfreßigen Thiere gäbe, so müßte sich in kurzer Zeit das Wild, z. E. die Hirsche, Rehe, Hasen so sehr vermehren, daß sie am Ende mit einander verhungern müßten. Das kann man ja in solchen Ländern sehen, wo die großen Herren das Wild zu sehr hegen. Da nimmt es ja bald so überhand, daß kein Bauer auf dem Felde etwas behalten kann. Damit nun das Wild nicht mit einander verhungern müßte, so schuf der liebe Gott die fleischfreßigen Thiere, Füchse, Lüchse, Wölfe u. d. g. die ein Stückchen nach dem andern abschlachten müssen. Nun ists ja doch wohl besser, daß bisweilen eines und das andere zerrissen wird, als daß die ganze Heerde verhungert.

W. Das sind Grillen, Herr Gevatter! nehme er es mir nicht übel. Wenn die Menschen nur schießen dürfen, wie sie wollen, so wird das Wild dünne genug werden, ohne daß Lüchse, Wölfe und Füchse dazu nöthig sind.

B. Er hat Recht und ich habe Recht. Man muß einen Unterschied machen, unter Ländern, wo wenige Menschen leben, die noch dazu halb wild sind, und un-

ter

ter andern, wo viele wohnen, die gewitzt sind. In jenen Ländern sind die Menschen nicht im Stande, über das Wild alle Herr zu werden, und es ist gut, daß sie an den fleischfreßigen Thieren Collegen haben, die es mit abschlachten helfen. Wo aber viele und gewitzte Menschen wohnen, da sind die fleischfreßigen Thiere freylich nicht mehr nöthig. Sie werden aber auch gar bald fortgeschaft. Das kann man ja ganz eigentlich im Thüringerwalde sehen. Sonst da die Waldbewohner noch dumm und wild waren, gab es da Wölfe, Bären, Lüchse und Füchse in Menge. So wie sie aber gescheuter geworden sind, haben sie die erstern ganz ausgerottet, und die Füchse so dünne gemacht, daß sie nur wenigen Schaden thun können. So artig hats der liebe Gott eingerichtet. Je dümmer der Mensch ist, desto mehr Plage hat er, je gescheuter er wird, desto besser weiß er sich zu helfen, und desto mehr Bequemlichkeit bekömmt er.

Zwey und zwanzigstes Gespräch.

Von Flintensteinen.

Bote. Wirth.

W. Nun was giebts neues?

B. Eben nichts besonders, als daß man vor kurzem in Tyrol einen Flintensteinbruch entdeckt, und Leute aus Frankreich, welches bisher nur allein Handel mit Flintensteinen trieb, verschrieben hat, die die Bearbei-

tung dieses Steins verstehen, und daß sehr viele Leute dabey zu gewinnen hoffen.

W. Das ist doch wirklich was neues. Ich habe bisher geglaubt, die Flintensteine würden aus Thon gemacht und gebrannt, so wie die Töpfe und die Theetassen, weil sie alle so schön glatt und eben sind, und einerley Form haben.

B. Ich auch. Aber ich bin nun eines andern belehrt worden. Vor einiger Zeit reisete ich über den Thüringer Wald. In S** traf ich im Wirthshause einen Kaufmann aus dem Orte an, einen gar gescheuten Mann. Er ließ sich in ein Gespräch mit mir ein, und ich weiß nicht wie sich dasselbe drehte; kurz und gut! wir kamen auch auf die Flinten- und Feuersteine zu sprechen. Ich sagte ihm, daß das neueste, was man von ihrer Entstehung wüßte, dieß wäre, daß man in Frankreich eine gewisse Thonmasse ausgrübe, aus welcher man mit Drath die Flintensteine in diejenige Form schnitte, die sie haben sollten, und an der Luft trocknete, wo sie dann zu einem solchen festen Stein würden, womit man Feuer aufschlagen könnte.

Glaub er das nicht, sagte der Kaufmann, die Flintensteine sind gleich von ihrem Ursprunge an Steine, die man ausgräbt, und werden geschlagen, da setz ich meinen Kopf zum Pfande. Er soll es gleich sehen. Wilhelm, sagte er zu einem kleinen Knaben, der neben ihm stand, hol mir doch einmal in meinem Hause von jeder Sorte Flinten- und Feuersteine, die ich habe eine Hand voll.

Der

Der Knabe lief fort, kam in kurzer Zeit wieder, und brachte eine große Menge, jede Sorte appart.

Hier such er, sagte der Kaufmann zu mir, unter diesen verschiedenen Sorten, (und das soll er, wenn er Lust hat, in allen Fässern thun) nur zwey aus, die einerley Form haben. Er ist es nicht im Stande. Aber das müßte doch seyn, wenn die Feuersteine aus einer weichen Masse, entweder mit Drath oder mit einem andern Instrumente geschnitten und hernach gebrannt, oder an der Sonne getrocknet würden.

Das folgt nun eben nicht, antwortete ich, denn die Steine können ja entweder nicht überein geformt seyn, oder sie können sich auch beym Trocknen verzogen haben.

Allein, woher denn am Rücken des Steines die verschiedenen Aussprünge, fuhr er fort; wie will er denn das erklären? Seh er doch nur her, das sind ja lauter Aussprünge vom Schlagen, das kann er doch nicht ableugnen?

Das ist gewiß, aber man findet ja auch Flintensteine, die einen glatten Rücken und ein ganz reines Korn haben, wie Speck, sollten denn diese nicht aus einer weichen Masse geformt seyn?

Ebenfalls nicht, antwortete er. Dieß sind geschliffene Steine, wovon das Stück vor etlichen Jahren noch 3 Gr. kostete, das ich aber jetzt für 1 Gr. 6 Pf. verkaufen kann, auch diese kann er bey mir sehen.

Aber lieber Herr, sagte ich, wenn ich nun auch alles zugebe; wie wollen sie denn, beym Schlagen die glatte Unterfläche, und die zwey glatten Oberflächen erklären?

Ich muß ihn erstens, antwortete er, überzeugen,

daß

daß diese Steine nicht aus Thon gemacht, sondern geschlagen werden, nach diesem kann ich ihm vielleicht dieß auch erklären.

Betrachte er er erstlich alle diese Steine, diese ungleichen Feuersteine, und diese verschiedenen Sorten Flintensteine. Alle, gleiche und ungleiche kommen aus ein und eben derselben Fabrick, vorzüglich aus der Provinz Burgund in Frankreich. Dieß letztere kann man besonders daraus schließen, weil sie alle in alten, unbrauchbaren Burgunderfässern verfahren werden. Sie gehen über Lyon zuweilen zu 1000 Fässern nach Frankfnrt am Mayn, und von da kommen sie zu uns. Es giebt wohl 20 Sorten von denselben, die alle nach ihrer Gleichheit und nach der Feinheit des Korns sortirt sind, und aus den 20 Sorten machen wir Kaufleute wiederum noch mehrere Sorten. Daher es denn kommt, daß so viele ganz einerley Form zu haben scheinen.

Aber seh er weiter auch hier nun die Flintensteine von der feinsten Sorte an, sieht nur einer dem andern gleich? hat nur eine einzige Sorte ein ganz reines Korn? oder sind nicht vielmehr in allen Flecken, wie in den ungleichen Feuersteinen? Und wofür sollte man denn auch so verschiedene Sorten in einer Fabrick machen, wenn man sie aus einer weichen Masse schnitte, da ihr Werth so gering ist? Macht doch jeder Becker nur einerley Sorte von Pfeffernüßchen.

Damit er aber gänzlich überzeugt wird, so seh er her. Hier solche schlechte Feuersteine findet man nicht selten unter den Flintensteinen, die aus Versehen in die Fässer geworfen

worfen werden; und diese sind doch gewiß nicht aus weichem Thon geformt?

Ferner sieht er hier eine Rinde von Kreide an den Feuersteinen, womit mehrentheils die Steine, woraus sie geschlagen werden, umgeben sind, und welche so gut, wie die gewöhnliche Kreide schreibt. Und was will er denn darauf antworten, wenn ich ihm sage, daß man auch oft solche Spuren von Kreide an den guten Flintensteinen findet?

Das läßt sich alles hören, antwortete ich; allein, wenn ich ihnen auch dieß alles eingestehen wollte, wie wollen sie dann aber nun die Verfertigung der Flintensteine selbst erklären? Wie in aller Welt ist es nur möglich, daß man aus einem großen Steine lauter solche egale kleine Steine, und zwar um einen so wohlfeilen Preiß schlagen kann?

Dieß ist, deucht mir, nicht schwer, antwortete er. So viel weiß ich von Kaufleuten, die den Fabriken näher sind, daß die Flintensteine, wie die Kalksteine, ausgegraben werden, daß sie, wie die Schiefer spalten, und daß sie im Wasser geschlagen werden.

Wenn nämlich die Steine wie Schiefer gespalten sind, so werden sie mit gewissen Instrumenten und Handgriffen, die ich freylich nicht kenne, in kleine und große Stücken zerspalten, so wie sie gerade abspringen. Aus einem Stücke nun, das gerade die Fläche hat, wie die gewöhnlichen Flintensteine, werden so viel gute Flintensteine als möglich, geschlagen, und die übrigen werden

unter

unter die schlechtern Sorten, oder unter die Feuersteine geworfen.

Der Flintenstein erhält aber seine egale Form durch das Abschlagen auf diese Art, daß man den Stein, so weit er abspringen soll, naß macht, ein gewisses festes Instrument zur Unterlage hat, den Stein in der Länge, wie er abspringen soll, drauf legt, und mit einem Hammer drauf schlägt. Es darf nicht ein Haar breit mehr abspringen, als naß gemacht worden ist.

W. Das wäre doch gar curios!

B. Will er es sehen? sagte der Kaufmann.

O ja! erwiederte ich.

Sieht er, hier will ich diesen Feuerstein an den Mund legen, und so weit naß machen, als er abspringen soll. Ich leg ihn hier auf den Stahl auf, und geb er jetzt Achtung, in der nämlichen Linie, so weit er naß ist, wird er, wenn ich mit diesem Messerrücken drauf schlage, abspringen und nicht weiter.

Es geschah wirklich, und er zerschlug auf diese Art Stücken von Feuersteinen und Flintensteinen, wie ich sie verlangte.

Nun stelle er sich vor, sagte er weiter, daß solche Leute die gehörige Uebung und Instrumente haben; wird ihm auf diese Art nicht alles begreiflich?

W. Da hat der Kaufmann Recht, Herr Gevatter, besonders wenn man bedenkt, daß auch nicht alle Steine einerley Fläche und Schlag haben, wie man im Augenblicke sehen kann, wenn man nur diese drey Flintensteine, die ich hier habe, ein wenig genau betrachten will.

B. Und was mich fast gänzlich überzeugte, war dieß, daß er schlechte Feuersteine nahm, und mir auf diese Art ordentliche Flintensteine aus denselben schlug. Wer will denn nun noch zweifeln, sagte ich, daß die Flintensteine auf diese Art zerschlagen werden, besonders, wenn man gedenkt, daß die Fabrikanten noch gewisse Handgriffe besitzen können, entweder im Wasser, oder in einem besondern Instrumente die rohen Feuersteinklumpen so zu zerspalten, daß die Flächen, die man an den guten Flintensteinen bemerkt, abspringen. *)

Auf diesen letzten Gedanken aber antwortete er mir, daß es dieser Handgriffe gar nicht bedürfe, da ja die verschiedenen Sorten von Feuersteinen oder Flintensteinen auch verschiedene Arten von Absprüngen voraussetzten.

*) Als dieß Gespräch schon gehalten war, wurde das Geheimniß, das bisher der Geist des Gewinnstes Königen verborgen hatte, entdeckt. Wir kennen also jetzt die Materien des Flintensteins, seine Bearbeitung und die Instrumente womit sie geschieht. Da schon so viel über die Entstehung der Flintensteine, auch in populären Schriften ist gesagt worden: so will ich der Gemeinnützigkeit halber, die ganze Behandlungsart hier mittheilen. Vielleicht daß hie und da ein Leser gereizt wird, auch Sachen für wichtig zu halten, die es ihm dem ersten Anschein nach nicht sind. — Der Flintenstein befindet sich nämlich im Gouvernement Berry und Champagne, sowohl auf der Oberfläche der Erde, als unter derselben, und im leztern Fall in weit auslaufenden Bänken, Schichten oder Lagern. Die frischausgegrabenen Steine werden alsbald bearbeitet, aber dazu dürfen sie nicht zu naß seyn, sonst müssen sie an der Sonne oder dem Feuer die gehörige Trockenheit erhalten. Hierbey ist aber zu beobachten, daß sie nicht zu lange trocknen, sonst werden sie zum Spalten untauglich, und alsdann von den Franzosen verbranter Stein (pierre brulé) genannt. Eben so taugen auch die Flintenstein-Klötze nichts, welche auf der Oberfläche der Erde oder im Wasser lange gelegen haben. Am tauglichsten sind sie, wennn sie nicht lange vor der Bear-

Bearbeitung aus der Mergelerde genommen werden, denn obgleich alle mögliche Feuersteine sich spalten lassen, so sind doch die frischgegrabenen, wenn sie nicht zu naß sind, am besten. — Ein guter Büchsen oder Flintenstein hat nun folgende Eigenschaften und 6 Flächen. 1. Die Oberfläche, welche schmal ist und meistens nur ein Drittel des ganzen Steins einnimmt, und die Rippe, der Rücken oder Heft (le manche) genennt wird. Dieser Theil des Steins wird von dem beweglichen Theil des Hahns am Flintenschloße gehalten. 2. Die Unterfläche, welche die größte am ganzen Stein, uud meist etwas ausgehöhlt ist, und auf dem unbeweglichen Theil des Hahns ruht. 3. Auf dem obern Theil des Steins kommen zwey schiefe Flächen vor, wovon die eine immer größer ist als die andre, und welche im Winkel 45 Grad haben. Die breite oder die schärfste (le trancnand) ist jene womit Feuer geschlagen wird. Wenn diese beyden Seiten an einem Steine bleiben, so heißt er Doppelstein (Baucaniere á deux bouts), wird aber die schmale Seite, wie gewöhnlich zugerundet, so heißt dies der Kopf (le Cul) 4. Sind noch an dem Steine zwey gerade oder halb rund ablaufende Flächen, oder die Kanten (les bords).

Es gehören zur Verfertigung der Flintensteine folgende Werkzeuge. 1. Ein stumpfer oder Bruchhammer (Marteau cassant), der auf beyden Seiten eine ebene viereckige Fläche hat, am Gewicht 2 Pfund schwer. 2. Ein Spitz- oder Schieferhammer (Marteau à pointe), der auf beyden Seiten 2 etwas breite Spitzen hat, gestaltet wie die Zweyspitze der Maurer, und so schwer wie der vorige. 3. Der Scheibenhammer, welcher eine ebene runde Fläche hat, und 1/4 Pfund wiegt. 4 Ein Meißel (Ciseau), welcher an beyden Enden scharf ist, und am Gewicht über 1/2 Pfund hält. Endlich 5. eine gemeine Stahlfeile, um den Meißel wieder zu schärfen, wenn er während der Arbeit etwa abgenutzt wäre. — Zur Bearbeitung gehört nun folgendes. Zuerst wird der Meißel oder das doppelte Stemmeisen in einem 1 1/2 Schuh hohen Klotz (Table de Boucaniere) an dem Rande befestigt, solchergestalt, daß die Hälfte dieses Werkzeugs mit einem scharfen Ende eingelassen ist. Um einen solchen Klotz können allzeit drey solcher Meißel angebracht werden, damit eben so viel Personen daran arbeiten können. Wenn man nun zur Arbeit schreiten will, so müssen die Klötze oder Steinkugeln, die von 1 Pfund bis zu 1 Centner groß sind, wie obenerwähnt worden, die gehörige Trockne haben. Alsdenn

wird mit dem Bruchhammer ein Anbruch oder ein Paar Zoll großes Stück abgeschlagen. Hierdurch sieht man, ob sich der Stein spalten läßt oder nicht. Nach diesem wird zweytens der Spitzhammer genommen (wenn nicht Bruch- und Spitzhammer an ein und eben demselben Hammer ist), um damit den Stein in längliche Schieferstücken zu zerlegen. Hierzu muß man den Stein fest in der linken Hand halten, und zwar so, daß der frische Anbruch in die Höhe steht, denn nur vom frischen Bruche aus lassen sich Splitter oder Stücken zu Flintensteinen spalten. Die 2 oder 3 ersten Schiefer, die man also von dem Stein abschlägt, sind zu Flintensteinen untauglich, indem sie gewölbt, und noch mit Rinde überzogen sind, und haben nicht die gehörige Bildung der Rippe, die zu einem ordentlichen Flintensteine erforderlich ist. Wenn man einmal mit Schieferschlagen angefangen hat, so muß man beobachten, daß die Spitze des Hammers welche etwas breitschneidig ist, nur so weit von dem Rande in den Stein eingesetzt wird, als man willens ist größere oder kleinere Steine zu machen. Zwey bis fünf Linien breit giebt die gehörige Dicke für alle Steine ab. Bey dem Schieferschlagen oder Abhauen muß man wissen, wo man mit dem Hammer einhauen soll, damit der Schiefer so ausfalle, daß er in der Mitte eine Rippe erhalte, und wenn 2 Schiefer 1 oder 1 1/2 Zoll weit von einander abgehackt worden, so muß in der Mitte an dem ganzen Steine eine 3 bis 6 Linien breite Rippe bleiben, hackt man nun grade oben in der Mitte von 2 bis 5 Linien in diese ein, so erhält man einen langen Schiefer, aus welchem die Flintensteine gemacht werden können. Da man aber in der Arbeit so genau nicht drauf achtet, ob man 2, 3 oder mehrere Linien tief in den Stein hauet: so pflegt man meistens ohne Rücksicht der Dicke die Schiefer zu schlagen, welche beym Zurichten, nach Verhältniß der Dicke, bald zu Pistolen- bald zu Flintensteinen gebildet werden. Ein Schiefer, der gut gebildet ist, er mag so lang seyn als er will, muß in der Mitte nach seiner Länge, wie oben erwähnt worden, einen ganz flachen ebenen Rücken von 4 bis 14 Linien Breite haben, denn nach Verhältniß dieser Breite entstehen die größern oder kleinern Steine fürs Feuergewehr, indem dieser Rücken den Heft (Manche) ausmacht. Neben diesem erwähnten Rücken fällt der Schiefer in 2 abschüssige Schneiden ab, wovon die breiteste und beste bleibt, und beym Zurichten die Feuerschneide abgiebt. Drittens geschieht die Zurichtung der Steine aus den geschlagenen Schiefern folgendermaaßen. Der Arbeiter setzt sich auf einen Stuhl so, daß er

mit

mit seinem linken Knie die Höhe des halb hervorragenden Stemmeisens oder Meißels erreicht, welcher vor ihm in dem Klotz oder Tisch zur Zurichtung der Flintensteine befestigt ist, und nimmt einen von den erwähnten Schiefern in die linke Hand, wovon der Arm auf dem linken Knie aufliegt, um gleiche Ruhe und Festigkeit im Arm zu haben, und hält ein Ende davon so breit über die Schneide des Meißels, als er nämlich einen breiten oder schmalen Stein zu machen willens ist, welches sich aber mehr aus der Figur des Schiefers bestimmen läßt, denn je breiter der Schiefer, oder die Rippen oder der Rücken auf demselben ist, ein desto größerer Stein kann daraus gemacht werden. Er giebt mit seinem Scheibenhammer, der mit einem runden Stiele versehen ist, 2, 3 oder mehrere gelinde Schläge auf den Stein, der auf die Schneide des Meißels gehalten wird, damit er von unten auf angeschnitten werde. Nachdem dies geschehen, hält der Arbeiter den Schiefer von dem Stemmeisen in die Höhe, und schlägt mit dem Hammer daran, wo alsdann das angeritzte Stück abspringt, auf welche Art er so lange fortfährt anzuritzen, bis er alle seine Schiefer in viereckige Stücken zerlegt hat. Nun wird viertens die letzte Hand angelegt, dem Steine seine gehörige Vollkommenheit vollends zu geben. Die irregulären Vierecke werden wieder, eins nach nach dem andern, in die Hand genommen, um den Heft zu bilden d. h. den kürzesten scharfen Rand zuzurunden, damit der Heft entstehe. Zu dieser Arbeit gehört eben so viel Geschicklichkeit als zum Schieferschlagen, wenn die Steine schön und gut werden sollen. Hierzu muß der Stein zwischen dem Daumen, dem Zeige- und Mittelfinger der linken Hand mit der zuzurichtenden Kante fest auf das Stemmeisen gehalten werden, wo man ihn denn rund abschärft. Die Schläge, die mit dem Hammer angebracht werden, müssen jederzeit so fallen, daß sie eine Linie von dem Meißel oder Stemmeisen abstehen, denn würde der Scheibenhammer so auffallen, daß er grade über den Meißel zu stehen käme: so würde bey jedem Schlag der Stein absplittern, und der Meißel durch die darauf gebrachten Schläge des Hammers zu Grunde gerichtet werden, anstatt daß der Hammer auf diese Art allemal neben dem Stemmeisen herunterfährt. — Die Uebung macht bey dieser Arbeit den einzigen Lehrmeister aus, und der ungeschickteste Mensch kann in etlichen Wochen die größte Fertigkeit darin erlangen, so daß er im Stande ist in einem Tage 5 bis 800, ein vollkommener Arbeiter aber 1000 bis 1500 Flintensteine zu machen.

Drey und zwanzigstes Gespräch.

Vom Büffelochsen.

Wirth. Bote.

W. Wenn er eine Viertelstunde eher gekommen wäre Herr Gevatter, so hätte er etwas sehen können, das er gewiß in seinem Leben nicht gesehen hat, und auch so leicht nicht zu sehen bekommen wird.

B. Kann ichs denn nicht noch sehen?

W. Nun ists vorbey; er müßte denn geschwind nach W*** laufen, da ists vielleicht noch zu sehen.

B. Wenn ich wüßte, daß es sich der Mühe verlohnte, so lief ich nach. Was ist es denn nur eigentlich?

W. Ein Meerungeheuer.

B. Ein lebendiges?

W. Das wollte ich meynen! Ein schreckliches Thier! Es war eine Gesellschaft Savoyarden, die es herum führte, und noch andere wunderbare Thiere bey sich hatte, als eine Meerkatze, die allerhand närrische Posituren machte, und einen Ziegenbock, der vier große Hörner hatte, wovon eins grade so vorne der Stirn heraus stand, wie man das Einhorn abbildet, das aber nirgends in der Welt angetroffen wird.

B. Ei da muß ich mich wahrhaftig auf die Strümpfe machen *).

W. O der Mann erzählte gar seltsame Historien von dem Ungeheuer; Schade, daß man

*) Geschwinde nachlaufen.

nicht alles verstand, weil er nicht recht Deutsch konnte. Dieß Thier da, sagte er, ist ein Meerochs. Es wohnt in die heiße Afrika, wo die Mohre zu Hause sind; liegt die ganze Tage in das Meer und die große Flüß, wie z. E. die Nilfluß sind; brüllt sich, daß es zwey Stunden weit zu hören seyn wird; kömmt nur die Nacht aus die Wasserflüsse heraus, und macht große Schade und Verheerung die Leute in jene Landschaften, denn es frischt Hirse, Reiß und alles Feldgefrückte, und thut großes Unheil an alle nützliche Sache. Es hat die Schwanz und die Ohren, wie ein Sauschwein, und er schreckliche Zähne in der Mund, und zwey Nase, wie hier zu sehen belieben seyn wird, und durch die dicke Haut geht keine Kugelbüchse, und wenn sie auch die beste Jäger schöß.

B. Ha! ha! ha! J das ist ja curios! Nach dieser Beschreibung wäre es ja der Behemoth im Hiob, wie er leibt und lebt *), oder das Nilpferd, wie es die Naturforscher nennen.

W. Ja, ja, das ist es. Er hätte nur die wunderbaren Hörner sehen sollen, die es hatte.

B. Die Hörner? Da ists kein Nilpferd, Herr Gevatter. Die Nilpferde haben, so viel ich weiß, keine Hörner. Wie groß war es denn?

W. So präter propter **) 9 Fuß lang.

B. O weit gefehlt, das Nilpferd ist noch einmal so groß; der Umfang seines Leibes hat allein 17 bis 18 Fuß, und den Rachen sperrt es 3 Fuß weit auf.

*) Natürlich.
**) Ohngefähr.

W. Ach bewahre! Nein ein solch schreckliches Thier war es nicht.

B. Nun wie sahe es denn nur eigentlich aus? Hatte es denn keine Aehnlichkeit mit einem von unsern vierfüßigen Thieren?

W. O ja! mit einem Bullen; aber es sahe viel plumper und häßlicher aus. Die Stirne und das Stirnblatt war weit erhabener; das Maul breiter und nicht aufgeworfen, und die Schnauze war bey den Nasenlöchern in zwey Theile getheilt, wie wenn es zwey Mäuler hätte. Die Ohren waren länger und spitziger, wie bey einem Schweine. Der Kopf war klein in Verhälniß gegen den großen Leib, und das Thier trug ihn gebückt und nach der Erde zu hängend. Die Hörner waren schwarz, vorne und hinten platt, und am Ende zugespitzt. Gleich beym Ausbruch aus der Stirn giengen sie an den Kopf weg nach unten zu, und krümten sich am Ende wieder in die Höhe. Auf dem Untertheile derselben waren einige Erhöhungen. Die Augen lagen nahe bey den Hörnern, und waren fürchterlich anzusehen.

B. Das ist ja nichts anders, wie ich höre, als ein Büffel.

W. Ein Büffelochs? Ach bey Leib und Leben nicht. Ein Büffel ist ja gar nicht ein so unbekanntes Thier. Vom Büffelochsen spricht ja jedermann.

B. Das weiß ich wohl. Aber wer hat denn einen gesehen? Ich will wetten, um was er will, es ist ein Büffelochs gewesen. Nicht wahr? der Hals war dick und lang; das Kreutz gegen den Schwanz zu abhängig; der Leib dick, und hatte sehr starkes Leder; die Schenkel waren kurz, dick und stark, und der Schwanz kurz, dünne und beynahe kahl, nur am Ende mit einem Haarbüschel, wie bey der Kuh.

W. Das ist richtig.

B. Die Haut hatte fast am ganzen Leibe eine

 schwärz-

schwärzliche Farbe, und das Haar war dünne, schwarz und steif, wie Schweineborsten.

W. Alles recht.

B. Die Stirn war zottig von langen verwirrten Haaren; die Brust, der Bauch, das Kreutz und der größte Theil der Beine war völlig kahl.

W. Es trifft doch alles aufs Haar ein.

B. Ich habe in meinem Leben mehr als einen Büffel gesehen. In Cassel gab es sonst im Thiergarten, wo mehrere fremde Thiere waren, mehr als einen, und sie wurden, wie anderes zahmes Rindvieh, gehalten. Sie bekamen auch Kälber, und die Milch, die einen sehr starken Geruch hat, brauchte man, wie andere Kuhmilch.

Darinne hat der Savoyarde Recht, daß diese Thiere aus Afrika kommen, denn daselbst leben sie wild in den Wäldern, wie bey uns die Hirsche. Unsere Kühe waren aber sonst auch wild, und so, wie diese zahm und Hausthiere geworden sind, so ists auch mit dem Büffel gegangen, und man hat nicht allein in Asien und dem nördlichen Afrika, sondern seit dem siebenten Jahrhunderte auch in der Türkey, in Griechenland, Ungarn, Italien und auch in den Salzburgischen und andern Gegenden Deutschlands zahme Büffel, die, wie zahmes Rindvieh, auf die Weide gehen, und, wie die Stiere, zum Zug gebraucht werden.

W. Das laß ich gelten.

B. Das ist freylich wahr; sie sind viel wilder, unlenksamer und zorniger, als die zahmen Ochsen; deßwegen pflegt man ihnen auch einen Ring, wie den Bären, in die Nase zu legen, und sie daran zu regieren.

W. Da möchte ich aber in aller Welt wissen, wo man ihn hätte hinlegen wollen, es war ja dazu kein Platz zwischen seinen beyden Nasen.

B. Hier ist, deucht mir, eben der Knoten. Die doppelte Nase wird wohl daher kommen, daß der Rin

nach und nach durchgerissen ist, oder daß der Mann seinen sogenannten Meerochsen denjenigen Ort, wo der Ring gesteckt, durchgeschnitten hat, um ihn durch diese doppelte Lefze recht bewunderswürdig zu machen.

W. Das Ding läßt sich hören. Es kam mir die doppelte Nase selbst verdächtig vor; denn es war doch weiter nichts, als ein tiefer Ritzen, der bey den Nasenlöchern in die Schnauze gieng.

V. Auch das kommt dem Mann bey seiner Beschreibung noch zu statten, daß die Büffel gern ins Wasser gehen und geschickt schwimmen. Man hat Exempel, daß sie im Sommer, wenn sie die Fliegen und Bremsen zu sehr plagten, oft mit Karn, Pflug und Wagen bis an den Kopf ins Wasser gegangen sind. Es sind überhaupt so schmutzige Thiere, wie die Schweine.

Demungeachtet aber sind sie sehr nützlich, und man sollte sie in Deutschland mehr anziehen. Sie nehmen bey ihrer großen Gefräßigkeit mit dem schlechtesten Futter vorlieb, fressen Erbsen, Bohnen, Hirsen, und türkisches Waizenstroh, und sind im Stalle immer mit Grummt, etwas Salz und Wasser zufrieden.

Ihr **Fleisch** schmeckt, ob es gleich von alten grobfaßerig ist, wie Rindfleisch, und von jungen ist es sehr schmackhaft.

Die fette Milch giebt gute Butter und Käse; die Haut gutes Sohlenleder, Reutkollets, Degengurte, und viele feste Sachen.

Die Hörner und Klauen braucht der Kammmacher und Horndrechsler, wie alle Hörner und Klauen, besonders zu Rosenkränzen und Tobacksdosen, und abergläubische Leute stehen sogar in dem Wahn, daß Ringe von diesen Theilen verfertigt gegen den Krampf und andere Krankheiten dienten.

Zwey Büffel vor einen Wagen gespannt, sollen so viel ziehen, als vier Pferde.

Ende des ersten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BIBLIOTHECA TILIANA

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Johann Matthäus, 1757-1822

Auserlesene Gespräche des Botens aus Thüringen über Gegenstände aus der Natur und Oekonomie zur Vertilgung des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge Ein Unterhaltungsbüchelchen für den Bürger und Landmann auch für Bürger- und
Bd.: 1

Nürnberg 1796

Res/Oecon. 2176 s-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10923106-4
VD18 80305881-001